Zerstreute Blätter.

Gesammelte Novellen

von

Heinrich Mahler,

Verfasser des „Militairischen Bilderbuch“, „Picta et Scripta“, „Im Oderthal“ ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1875.

Zerstreute Blätter.

Gesammelte Novellen

von

Heinrich Mahler,

Verfasser des „Militairischen Bilderbuch", „Picta et Scripta",
„Im Oderthal" ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1875.

Inhalt.

Seite.

Folgen einer Mobilmachung. Eine Geschichte voll Liebe, Leid und Lust 1

Späte Sühne 149

Folgen einer Mobilmachung.

Eine Geschichte voll Liebe, Leid und Lust.

Es giebt keinen Stand der Erde, glänzender anzuschauen, geehrter in seiner gesellschaftlichen Stellung und, seit der Liebelei zwischen Mars und Venus, der betrügerischen und schönen Gattin des lahmen Vulkan, auch keinen bei dem süßen und zarten Geschlechte der Eva beliebteren Stand, als den der Krieger. Wie blitzt und glänzt, strahlt und flimmert die neue Uniform mit den schönen blanken Knöpfen und Epauletten, wie zierlich schlägt der Degen an Infanterie- und Ingenieurschenkel, wie kriegerisch singt und schleift der Schleppsäbel bei Artillerie und Kavallerie! Der Herr Lieutenant ist angesehen und begehrt in jeder Vereinigung gesitteter Sterblichen, heiße dieselbe nun Harmonie, Kasino oder Ressource; und treten ja einmal bedauerliche Vorfälle ein, so scheidet lieber das ganze Offiziercorps aus der Ressource, als daß es den Philistern vom Civil gestatte, die statutenmäßige Ballotage über einen der Herren Kameraden vorzu-

nehmen. Das ist schön, das ist Corpsgeist, das hebt die Stellung und das Ansehen weit hinaus über die Sphäre beschränkter Ressourcemitglieder-Vorstände. Welch holder, beglückender Blicke erfreut sich solch ein moderner Mars in der Uniform, wenn er sieg- und ruhmgewiß durch Straßen, Promenaden und Plätze, flankirt! Und er verdient diese Auszeichnung. Denn wie herzgewinnend ist sein militärischer Anstand, wie stolzgeschwellt hebt sich die wattirte Uniformsbrust, wie graziös ist der Gruß, den ein Krieger grüßt! Gesteht es ein, meine lieben Freunde und Leser, wir können beim Grüßen mit unsern Angströhren von Hüten, die Dampfcylindern ähnlicher sehen als naturgemäßen Kopfbedeckungen, wir können absolut jene sylphenhafte Grazie nicht entwickeln. In der Hand haben wir den Hut und die Harmonie des Körpers ist gestört durch das Schlenkern mit dem Arme. Ja, so lange nicht bei uns „vom Civil" das naturgemäße Grüßen wie beim Stande der Krieger eingeführt ist, so lange wir sclavisch das Haupt entblößen, so lange ist und bleibt der Wettkampf im Minnespiel mit unsern Vaterlandsvertheidigern ein ungleicher!

Man sehe sich nur einen Offizier an. Sein Adlerauge hat den grußwürdigen Gegenstand schon lange erfaßt und eine gewisse herablassende Milde, fast Freundlichkeit, lagert sich auf sein ritterliches Gesicht. Die linke Hand faßt lose nach dem Schwert an seiner Seite, der Oberkörper wird sanft etwas nach vorn geneigt und die rechte Hand hebt sich nach dem Helme, respective der Feldmütze. Jetzt kommt man auf gleiche Höhe mit dem Objekt des Grußes und der Kulminationspunkt der ganzen Operation tritt ein. Leise legen sich zwei wie zum Schwur aufgehobene Finger an den Schirm der Hauptbedeckung, scharf, wie zwei Schlägerklingen kreuzen sich Blicke aus Krieger- und weiblichen Augen; — es ist gethan; — sie schwebt vorüber. Langsam gleiten nun die Hände zurück, die Haltung nimmt wieder ihre eigenthümliche lässige Eleganz an, doch ist noch während einiger Minuten ein unverkennbares Siegesbewußtsein über die ganze Offizier-Gestalt ausgebreitet.

Mit wehmüthigem Ingrimm habe ich mich oft in meines Nichts durchbohrendem Gefühle erkannt, wenn ich, mit meinen uniformirten Freunden durch

die Straßen schlenkernd, ihre Triumphe mit ansehen mußte, und trotz der größten Mühe die zierliche Grußgewandheit, des nichtswürdigen schwarzen Cylinders wegen, nie erreichen konnte. Ich kann die Thaten des ehrenwerthen Kriegerstandes jetzt nur verherrlichen, kann nicht, — es ist schmerzlich zu sagen — selbst activ sein! O warum mußten meine einstigen Ideale so schnell zerfließen, warum erreichte nicht auch ich die Schärpe und die Epauletten? Warum konnte ich nicht wenigstens Landwehroffizier werden — es war doch etwas, — warum, du mißgünstiges Geschick, warum, frage ich dich? — —

Doch ich wollte meinen freundlichen Lesern nicht mein eigenes herbes Seelenleid vorklagen, sondern ihnen gar traurige Abenteuer erzählen.

Auf dem Artillerie-Fahrplatze, mitten in jener Stadt gelegen in welcher meine Geschichte spielt, war eine zwölfpfündige Batterie aufgefahren. Wir wollen den Platz der Bequemlichkeit und Kürze wegen „Geschützplatz" nennen. Es ist Nachmittags drei Uhr und die Sonne brennt heiß hernieder. Träge hängen die Fahrer auf ihren Pferden, und die Unteroffiziere

sind abgestiegen, um sich und ihre Gäule in den spärlichen Schatten der Pappeln zu bringen. Ueber die ganze Batterie ist zur Zeit noch eine so bequeme Nonchalançe ausgebreitet, daß selbst weniger beobachtungsfähige Beschauer zu der Ansicht kommen: hier werde auf irgend Etwas noch gewartet. Und wir haben kaum Zeit gehabt uns dieser vernünftigen Ansicht anzuschließen, als sich auch schon eine gewisse Bewegung in der Batterie wieder zeigt. Der alte Vicefeldwebel mit der goldenen Dienstauszeichnungsschnalle winkt seinen Unteroffizieren; schnell sitzen diese auf und traben auf ihre Posten. Der alte Graubart kommandirt: „Batt'rie stillstand!" „Richt euch!" „Augen links!" und sprengt nun auch links heraus. Unwillkürlich haben auch wir das Kommando befolgt und erblicken nun einen stattlichen Artillerie-Offizier, dem eben vom Vicefeldwebel die Meldung abgestattet wird, daß die Batterie zur Stelle sei. Der Offizier übernimmt sofort selbst das Kommando und wir hören ihn mit voll- und wohltönender Stimme „Augen rechts!" „Rührt euch!" in die Batterie hineinrufen.

Nach kurzer Zeit jedoch läßt der Offizier wieder

„stillstehen." — Eben hat er, sein Pferd liebkosend, sich ein Wenig gebückt und uns Gelegenheit gegeben einen Stern unter der Regimentsnummer der Epaulette zu erblicken. — Der Premier-Lieutenant reitet nun langsam die Front hinunter, mit Kennerblick die Bespannung, Aufschirrung, das Geschirr selbst, die Leute und ihren Anzug, sowie die Pferde revidirend. Hier und dort wird etwas monirt, aber nie im barschen Tone, sondern freundlich und leutselig, und man sieht es den betreffenden Leuten an, wie sehr sie sich über den Rüffel ärgern, wenn es auch nur ein ganz kleiner, so zu sagen ein Rüffelchen war.

Aus dem Allen schließen wir mit Recht und Fug auf eine ungemeine Beliebtheit des Offiziers und freuen uns darüber, daß es ihm gelungen ist, die Batterie in Ordnung zu halten, ohne die so beliebten Kreuz- und Himmeldonnerwetter herab zu beschwören. Darauf ertönen die Kommandos „Batterie Marsch" und so weiter. Vier Unteroffiziere haben sich indessen, ein Quadrat bildend, an vier Punkten aufgestellt und nachdem noch ein wenig rechts und links geschwenkt, in Zügen und endlich geschützweise abgebrochen worden

ist, übergiebt der Offizier das Kommando dem Vice-feldwebel, der seinerseits die Batterie in die von den vier Unteroffizieren bezeichneten Linien zu den betreffenden Fahrübungen einrücken läßt.

Der Premier-Lieutenant reitet indeß etwas abseits, in tiefe Gedanken versunken, auf und nieder. Ein paar Kameraden kommen über den Platz, grüßen den Offizier; er sieht sie nicht.

„Guten Tag, Schwarzach" ruft endlich der Eine, ein noch jugendlicher Hauptmann der Pioniere, lachend. „Denkst wohl wieder über den Distancemesser nach?"

Die übrigen drei Herren, ein Artillerie-Kapitain und zwei Offiziere der Infanterie lachen ebenfalls, unser mit „Schwarzach" angeredeter leutseliger Freund sieht auf und sprengt dann auf das Kleeblatt los.

Scherz mit Scherz vergeltend meldet Premier-Lieutenant Schwarzach sich beim Artillerie-Hauptmann, und drückt den Uebrigen vom Pferde herab die Hand, während der Artillerist sich nicht enthalten kann, neckend die mangelnde Exaktitüde der fahrenden Batterie zu tadeln. Man spricht ein Weilchen von all den schönen Sachen, die man bei dergleichen improvisirten Rendez-

vous zu besprechen hat und trennt sich dann mit jener kameradschaftlichen und liebenswürdigen Vertraulichkeit, die man beim Verkehr der Offiziere mit einander oft beobachten kann.

Lieutenant Schwarzach reitet dann wieder auf einige Augenblicke zu seiner Batterie, verbessert hier etwas, lobt dort, kommandirt wohl selbst einmal und kehrt dann wieder zu seiner vorherigen Beschäftigung des Auf- und Niederreitens zurück.

Wir haben unterdeß die Gesichtszüge des Premier-Lieutenants betrachtet und mit Behagen unsere Blicke auf dieser männlichen Schönheit ruhen lassen. So viel uns der Mützenschirm zu sehen erlaubt, ist die Stirn weiß und edel geformt. Die Nase ist ein wenig gebogen, das Gesicht oval, Kinn und Mund schön. Die Form des Mundes ist nicht verdeckt, denn dem starken Schnurrbart scheint es verboten zu sein auf jene, uns wenigstens widerliche Weise, über den Mund zu fallen, die öfter von Trägern starker Schnurrbärte beliebt wird. Der Bart ist vielmehr sehr wohl gepflegt und keck in starken Spitzen aufwärts gedreht. Das Auge ist groß und von klarem, lichtem Blau,

eine seltene Zusammenstellung bei diesem schwarzen Haar und Bart. Interessanter wird das männlich schöne Gesicht noch durch eine ungemein tiefe Narbe, die von der rechten Schläfegegend fast über die ganze Wange sich erstreckt, und wie uns bedünken will, von einer ernsteren Affaire herrührend, als von einem Duell, wie sie bei der „Artillerie- und Ingenieurschule" ebenso häufig vorkommen, als bei den Studentencorps.

Dieser schöne Mann und dieses melancholische Hin- und Herreiten, — wir nehmen uns vor den Zusammenhang zu ergründen.

Endlich schlägt die Glocke im nahen Thurm vier mal. Lieutenant Schwarzach horcht auf und giebt dann dem alten Sergeanten einen Wink. Dieser scheint an dergleichen Verabschiedungen schon gewöhnt zu sein, denn er kommandirt ohne Weiteres zum Links-schwenken und die Batterie fährt ab.

Der Premier-Lieutenant jedoch läßt seinen stattlichen Braunen eine Volte nach der andern machen und wenn nicht dies an und für sich unsere Neugier erregen würde, so müßten wir schon deshalb auf unserem Posten ausharren, weil wir einen und zumal

den ersten Helden unserer Geschichte, doch im Auge halten müssen.

Mittlerweile haben zwei andere Offiziere den Geschützplatz betreten: ein Kavallerist und ein Infanterist. Unser Freund von der Artillerie erkennt kaum die neuen Ankömmlinge, als er sofort sein Pferd parirt und den schon seit Abmarsch der Batterie wartenden Burschen zu sich bescheidet.

Hast du lange warten müssen Anton?

Nein, Herr Lieutenant, zehn Minuten vielleicht.

Nun, da wäre das Zweigroschenstück schnell, leicht und im wahren Sinne des Wortes durch Unthätigkeit verdient worden, bemerkt Schwarzach lächelnd, seinem Knappen ein Exemplar der angedeuteten Münze in die Hand drückend. Führe die Mirza in den Stall und nimm sie in Acht. Sie schwitzt stark wie ich sehe.

Der Bursche führt das Pferd ab und Schwarzach geht den eben angekommenen Offizieren entgegen.

„Guten Tag, Leidensgefährten!“

„Guten Tag, Schwarzach! Du bist fertig mit dem Fahren und kannst wohl mitkommen bei Marelli eine Tasse trinken!?“

„Ja wohl. Gratulire übrigens, lieber Sulzen, hab's vorhin erst vom Adjutanten gehört. Wetter schon die Sterne drin. Der Rock hängt wohl schon lange mit diesen Himmelskörpern im Schrank?"

„Seit vorgestern," entgegnete der neue Premier von der Infanterie, von Sulzen, schmunzelnd. „Lange genug hat es so wie so gedauert."

„Versteht sich, Ihr Herren wollt als Premiers geboren werden," so mischte sich der Kavallerist melancholisch in's Gespräch.

„Nun höre ein Mensch diesen Wettersfelde an, ist richtig seit fünf Jahren unter die Beschärpten gekommen und wird schon neidisch auf die Sterne," scherzte Schwarzach.

Der Husarenlieutenant von Wettersfelde aber sah schwärmerisch zu jenen Höhen, die des Nachts mit Sternen besäet sind, und seufzte tief und vernehmlich.

„Nun," tröstete der neue Premier, „die Kriegsbereitschaft ist da, mobil werden wir in den nächsten Tagen, der Tanz geht tüchtig los und nach höchstens zwei Jahren sind wir alle Majore."

„Oder erschossen,“ hauchte der Husar, „und das wäre das Allerbeste, denn

„O was bleibt den Armen dann,
Als vergessen, oder sterben
Wenn man nicht vergessen kann.“

summt er dann leise vor sich her.

Schwermuth steckt an, Sulzen wurde ernst, Schwarzach war es schon und schweigend wandten sich die Drei, um durch die Promenade in die Conditorei von Marelli zu gelangen.

Es waren drei stattliche Persönlichkeiten, die da durch die Promenade flanirten. Schwarzach, groß und breit, eine echte Reckengestalt, Sulzen schlank, aber elegant gewachsen, mit offenem Gesicht, freundlichen Augen und vollem, blondem, gekräuseltem Schnurr- und Backenbarte, während Wettersfelde, zwar kleiner als seine beiden Nachbarn, aber für einen Husaren fast immer noch zu groß war. Dabei hatte der Letztere ein keckes Reitergesicht, dessen Ausdruck zur Zeit aber ein eigenthümlich anziehender war, durch einen gewissen Anflug von Schwermuth, der jedoch mit den übrigen Zügen so wenig harmonirte, daß

man unwillkürlich annehmen mußte, die Schwermuth sei eine gemachte, muthwillig hervorgerufene.

Die drei Helden unserer Geschichte betraten die Conditorei und zogen sich in ein allerliebstes kleines Rauchzimmer zurück. Keiner von ihnen sprach ein Wort, und trank Kaffee dazu. Man blätterte hin und wieder wohl in den Zeitungen, aber so bewegt und ernst die Zeit, so viel des Interressanten die Journale auch enthalten mußten, da doch nahe an Deutschlands Grenzen ein erbitterter Kampf ausgefochten wurde, nichts vermochte die drei Offiziere auf die Dauer zu fesseln und stumm und starr sahen sie in's Leere.

Nur manchmal wurde die Stille durch den Husarenoffizier unterbrochen, der sich ganz besonders auf's Seufzen gelegt hatte, und es sich nicht nehmen ließ, hin und wieder ein poetisches Aaach! zu intoniren. Eben hatte er wieder eine solche Tonübung beendet und summte zur Abwechselung vor sich hin:

„Hold gelockt mich ins Verderben,
Treulos mich verlassen dann;
Und ich sehne mich zu sterben,
Weil ich nicht vergessen kann.“

Da platzte endlich Sulzen heraus: „Höre, Wettersfelde, es gab eine Zeit, da warst Du keck, lustig und genießbar; jetzt sehnst Du Dich nun seit sechs Wochen zu sterben, und nichts ist Dir im Wege Deine Sehnsucht zu stillen. Mensch, nein Ungeheuer in Husarengestalt, pinsle nicht so, und mache uns nicht wahnsinnig oder todt durch Dein Sterbelied. Wir haben wahrhaftig auch Grund zu klagen und thun's nicht, laß drum auch bald Deine Nachtigallenstimme schweigen, und wenn Du durchaus das Sterben besingen mußt, so thue es durch Dein früheres Lieblingslied:

„Stiefel du mußt sterben,
Bist noch so jung, jung, jung! ꝛc."

Wettersfelde richtete aber sein freundliches Auge auf den neuen Premier von der Infanterie und legte in seinen Blick eine unendliche Wehmuth mit einer kleinen Beimischung von Verachtung.

„Unpoetische Seele," lispelte er dann und fuhr, allerdings pianissimo, mit seinem Lieblingsliede fort:

„Wenn die Blüthen sich entfärben,
O was bleibt dem Armen dann,

Als vergessen, oder sterben,
Wenn man nicht vergessen kann."

„Das halte ein Anderer aus," polterte Sulzen, „ich kann es nicht und muß Dir den Mund stopfen."

Er sprang auf und eilte zur Thür hinaus, kam aber nach einigen Minuten schon wieder zurück mit einem der Garçons im Schlepptau. Und dieser freundliche dienstbare Geist hatte ein allerliebstes Prachtexemplar von Glasgeräth in Händen, von jenem Genre, das sich ganz vorzüglich eignen soll mit kalter Erdbeerbowle gefüllt zu werden. Diesmal aber war die Füllung auf einen, von den Andern unbemerkt gebliebenen, Wink Sulzens schon geschehen, und bewirkte ein freudiges Wetterleuchten auf den Gesichtern der Offiziere.

Die Gläser waren gefüllt und Sulzen sagte zu seinen Freunden; „Kinder, der heutige Tag, der eine Sternschnuppe auf jedes meiner Epauletten streute, er werde wenigstens von Euch und mir dazu verwandt einige Gläser dieses unschuldigen, aber trinkbaren Getränkes ins Refectorium zu schicken. Ich kann dabei die Hoffnung nicht unterdrücken heitere Gesichter um

mich zu sehen, und schließe meine wohlgesetzte Rede mit diesem frommen Wunsche."

Man stieß nun, wie es des Landes Brauch ist, an und leerte langsam die Gläser.

„Morgenroth, Morgenroth,"

begann der Husarenoffizier mit gedämpfter Stimme, da man selbst in diesem abgelegenen Zimmerchen, der Tageshelle und anderer Gäste im Nebenzimmer wegen, nicht laut singen durfte.

„Halt ein, halt ein," fiel ihm Sulzen jedoch ins Wort oder vielmehr in den Gesang, das ist zwar schon ein Uebergang zu etwas Besserem, aber auch dieses sonst so schöne Lied paßt heute nicht. Es riecht nach Tod und Verwesung.

„Ich bin liederlich, Du bist liederlich,
Wir sind liederliche Leute."

platzte Wettersfelde nun lachend heraus. „s'ist wahr, Kinder, wer wollte sich mit Grillen plagen. Hoch die Gläser, Freunde, die Hoffnung soll leben, die da Leben ausströmt auf todte Fluren. Aber aus! — — So, s'ist auch nicht die Nagelprobe d'rin geblieben."

„Nun, den habe ich, wo ich ihn wollte," lachte Sulzen. „Und wie ist's mit Dir, düsterer Artillerist."

„Du siehst mich, wie ich immer bin, lieber Kamerad," entgegnete Schwarzach.

„Ja wohl," fiel der schöngeistige Husarenlieutenant ein, „oft ist er heiter, meist betrübt, einmal recht ausgeweint, dann wieder ruhig, wie's scheint und immer verliebt! Na, na, na, ziere Dich nicht, Du Schwarzkragen, wir kennen Dich, das reine Gretchen in umgekehrter Auflage, mit Respect zu melden."

„Du bist ja auf einmal recht heiter, Mann mit dem Todtenkopfe," (Wettersfelde war schwarzer Husar) entgegnete Schwarzach, „hast vielleicht Grund dazu trotz Deiner eingeübten Schwermuth, Grund, triftigen Grund, Du und Freund Sulzen."

Ich Grund? fragte Wettersfelde. Nein wahrhaftig nicht, ich bin weit eher in der Stimmung Herrn Pluto zur Polka aufzufordern und mich mit dem Obersten der Teufel auf krumme Säbel zu schlagen. Aber ich will heute lustig, ich will ausgelassen sein und Du sollst es auch. Komm Bruderherz, singe mit:

Bruderherz was grämst du dich,
Komm und trink mit frohen Brüdern: —
Alle sind wir liederlich,
Liederlich kommt her von Liedern.

Aber Schwarzach sang nicht mit, und Sulzen hatte mit dem Einschenken der Gläser zu thun.

Plötzlich sagte der Letztere mit einem gewissen Schmunzeln: „Du sprachst vorhin, daß ich triftigen Grund zur Fröhlichkeit haben müßte? Erkläre mir das doch näher."

Dabei hörte man aber dem Frager deutlich an, mit welcher Wonne er das Gespräch wieder zurückzuführen suchte, und Schwarzach entgegnete lächelnd: „Du verräthst Dich selbst, lieber Freund. Gestehe es nur ein, daß der jungfräuliche Stern auf Deinen Epauletten eine Centnerlast Dir vom Herzen gewälzt hat. N'est ce pas? Was macht Emilie?"

Sulzen wurde ein wenig roth, trank schnell sein Glas aus und sagte dann: „Nein, länger kann ich's nicht auf dem Herzen behalten und Ihr, meine liebsten, meine besten Freunde sollt es wissen."

Er griff nach einem Briefchen in rothem Couvert

und die eingetretene Pause benutzte der Barde Wettersfelde, mit seiner wirklich lieblichen Stimme das alte Lied anzustimmen:

Ich klag's euch ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus,
Bewahrt mein Geheimniß im duftenden Strauß.
Nur euch sei mein Leiden, mein Lieben vertraut,
Bewahrt es, ihr Blumen, und redet's nicht laut.

„Sei jetzt lieber ruhig, Wettersfelde, und sammle Dich," nickte ihm Schwarzach zu. „Es wäre möglich, daß die jetzt zu hörende freudige Nachricht Deinen Neid wieder erregte. Den magst Du Dir dann versingen und dazu will ich sogar Dir helfen."

Sulzen hatte indeß den fein duftenden Brief entfaltet, überzeugte sich noch einmal ob auch die Thür wohl verschlossen sei und las seinen staunenden Freunden dann vor:

„Mein theurer, über Alles geliebter Alfred!" —

„Donnerwetter also, so weit schon?" fragte Wettersfelde im höchsten Grade überrascht.

„Ruhig," gebot Schwarzach und wiederholte dann mit seinem freundlichen Lächeln, das aber jetzt

recht melancholisch und resignirt war, „also mein theurer, über Alles geliebter Alfred.“ Und weiter?

Diese schwärmerische Anrede mußte aber dem Premier von der Infanterie so ausnehmend gut gefallen, daß er trotz der Wiederholung von Seiten Schwarzachs noch einmal begann:

„Mein theurer, über Alles geliebter Alfred!“

Soeben erhalte ich durch mein Mädchen Ihre lieben, lieben Zeilen. O, wüßten Sie mit welch' herzlicher Freude ich die Nachricht von Ihrem Avancement erhalten habe, wie mir das Herz vor Freude pocht, da Sie Ihrem Ziele doch wieder um eine Stufe näher gekommen sind.

Ach, ich weiß es wohl, mein theurer Alfred, daß ich Worte schreibe, die lieber noch tief in des Herzens Schacht verborgen geblieben wären! Aber konnte ich denn schweigen? Nein, es wäre Verrath gewesen, denn Sie wissen, daß Sie mir über Alles, Alles theuer sind; — und ich habe mir gelobt, nun und nimmer vor Ihnen ein Geheimniß zu haben. Die Sonne scheint so hell und freundlich auf die glückliche Gotteswelt, und die Nachtigall

im Rosenstrauch vor meinem Fenster singt so wunderbar schön! O ich bin so glücklich, so überaus glücklich, ich möchte die Blumen küssen und meine Seligkeit in die Welt hineinjauchzen. O ich verstehe erst jetzt unsern Schiller:

Selig durch die Liebe
Götter, durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer, die Erde
Zu dem Himmelreich! —

Leben Sie wohl und heiter, mein theurer, theurer Alfred, ach, so wohl, so recht wohl wie es aus tiefster Seele wünscht Ihre

Emilie."

Sulzen hatte mit gedämpfter Stimme seinen Freunden diesen Brief vorgelesen, während seine Augen vor Freude leuchteten. Schwarzach sah freundlich auf den Vorleser, doch konnte ein aufmerksamer Beobachter bemerken, wie seine Seele doch nicht ganz bei der Sache war. Seele und Gedanken schienen ab-

weges zu sein, und wohin mußten sie wohl eilen, wenn man einen solchen Brief vorlesen hört?

Wettersfelde hingegen hing förmlich an Sulzens Lippen. Kein Wort entging ihm und augenscheinlich ward er unangenehm berührt, daß sein Freund verabsäumt hatte, von diesem wichtigen Actenstücke die Interpunktionszeichen mit zu lesen. Bei den Kraftstellen, wie „Herzensschacht,“ „so glücklich,“ „Blumen küssen“ konnte er sich nicht enthalten, seinerseits eine Wiederholung für angemessen zu erachten.

Sulzen hatte das heilige Dokument wieder in seine Brusttasche gesteckt und eine kleine Kunstpause trat nun ein. Wettersfelde hatte seine Exaltation beschwichtigt und verfiel in seine beliebte Manie; er erfüllte das kleine Gemach mit Ooooh's und Aaah's.

„Du bist ein glücklicher Mann,“ unterbrach Schwarzach die Seufzer, indem er mit seinem Glase an das des glücklich Liebenden anklingte. „„Hast Du schon mit dem Alten gesprochen?““ warf der materieller denkende, sonst so poetisch sprechende schwarze Husar ein, indem er mit seinem Glase dieselbe Evolution wie Schwarzach ausführte.

„Ja, glücklich bin ich," gab Sulzen zu, „aber mit dem alten Hofrathe werde ich einen schweren Stand haben. Andeutungen meines theuren Mädchen lassen mich einen recht schweren und dabei ungleichen Kampf vermuthen. Der Hofrath scheint von der Geschichte Wind bekommen zu haben, denn er hat seinem Töchterchen durchaus nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihren Zukünftigen vollständig nach eigenem Ermessen wählen könne, nur müsse sie ganz davon absehen, den Glücklichen in den Reihen der Soldaten Seiner Majestät zu suchen,"

„Ganz mein Fall," seufzte Wettersfelde, zwar wehmüthig aber vernehmlich.

„Doch," nahm Sulzen das Gespräch wieder auf, „Beharrlichkeit hat manchen Sieg erfochten und nun laßt uns die Gläser füllen und leeren, und Jeder denke dabei sich das Liebste."

Es geschah also. Die Gläser wurden gefüllt, sie klangen an einander, doch ehe ihr Inhalt noch berührt wurde, tönten drei weibliche Namen durch die Stube.

Sulzen rief mit einem Antlitz, wie es die Freude

selber trägt „Emilie", Wettersfelde seufzte natürlich, doch aus den Seufzern klang ein sehr beachtungswerthes „Marie", und Schwarzach starrte erregt vor sich hin, doch hatte er das Glas nicht eher an die Lippen gesetzt bis er den Namen „Wanda" gerufen. So tranken drei Männer das Wohl ihrer Schönen. Bei dem Husaren, der auffallend schnell und viel getrunken hatte, schien der Wein seine Wirkurg nicht zu verfehlen, denn vom Seufzen ging er plötzlich in's Extrem über und sang, mit zeitgemäßer Aenderung, das schöne Lied:

Da klangen der Gläser dreie
Und wurden allmählig leer
„Fiducit" rief Gott Kupido,
„Meine Kinder nun trinkt auch noch mehr!"

Von nun an drehte sich das Gespräch um alltägliche Dinge, man schien es geflissentlich zu vermeiden, nach solchen Herzensergießungen noch auf Herzensangelegenheiten anzuspielen. Alltägliche Dinge können wir, der gute Leser und ich, aber noch so oft hören, daß wir jetzt nicht die Lauscher spielen wollen. So will ich denn die Pause benutzen, meinen Lesern von

den Seelenzuständen der Offiziere ein Weiteres zu erzählen.

Schwarzach war vier Jahre vor dem Sturmjahre achtundvierzig als blutjunger, kaum siebenzehnjähriger außeretatsmäßiger Artillerieoffizier in dasselbe Regiment gekommen, dessen ältester Premier-Lieutenant er jetzt war. Er hatte die Selecta eines Kadettenhauses mit Ehren verlassen, und als solcher Abiturient bekanntlich die Berechtigung, eine Offizierstelle bei irgend einer Waffe zu beanspruchen. Als jovialer, lebensfroher, bildschöner, schlankgewachsener und dabei reicher Offizier, genoß er die Freuden seines Standes fast bis zum Ueberdruß. Er hatte einen Monatswechsel von hundert Thalern, sein eignes Reitpferd, eine elegante mit allen Bequemlichkeiten eines luxuriösen Lebens reichlich ausgestattete Wohnung und nebenbei immer noch einen unerschöpflichen Kredit bei der angesehendsten Bankierfirma seiner Garnisonstadt. Sein eigner Vater war ein reicher Bankier einer großen Handelsstadt. So trieb der von seinen Vorgesetzten, seinen Kameraden, seinen Freunden und Freundinnen — und dazu gehörte der ganze

weibliche Theil der Bevölkerung — verhätschelte „schöne Schwarzach" sein fröhliches Treiben fast schon seit zehn Monaten. Der Termin rückte sehr nahe, an welchem er zum zweiten Mal auf Schule, diesmal die Artillerie-Schule in Berlin, gehen sollte, um dann nach zwei Jahren, und notabene wohlbestandenem Examen als wirklicher Artillerie Offizier in's Regiment zurückzukommen. Da verbreitete sich plötzlich das dumpfe Gerücht in der Stadt, der Vater des „schönen Schwarzach" habe Bankerott und zwar einen nicht ganz ehrlichen gemacht und sich selber das Leben genommen. An der Sache mußte etwas Wahres sein, denn düster und finster ritt der sonst so heitere Offizier an der Spitze seines Zuges durch die Straßen, um auf dem Geschützplatz das Exerzieren mit bespannten Geschützen zu üben.

Nach beendigter Uebung ritt unser Freund still nach Hause und schrieb lange lange Briefe.

An der Offiziertafel erschien er mit finsterem Gesichte, und als das Dessert genossen, der Kaffe herumgereicht war und die Kellner sich entfernten, stand er auf und bestätigte seinen Kameraden mit kurzen Wor-

ten das Gerücht, indem er gleichzeitig gestand unter solchen Umständen im Regimente nicht länger bleiben zu können. Auch habe er schon um seinen Abschied gebeten, um in der Fremde Kriegsdienst zu nehmen.

Allgemein bedauerte man den jungen Offizier, nur ein noch sehr junger Lieutenant, ein Graf Pfeilspitze, konnte eine Aeußerung nicht unterdrücken, die der Mißbilligung aller anwesenden Herren sich erfreute und nebenbei ein Pistolenduell zwischen den beiden Betheiligten zur Folge hatte. Man schoß sich ohne Erfolg, die ganze Sache wurde vertuscht und nach einigen Wochen schon traf der erbetene Abschied, mit ausdrücklichem Bedauern vom General-Kommando der Artillerie ein. Der Bankier der Garnisonstadt hatte auch durch den Bankerott der Firma G. Schwarzach viel verloren, nichts desto weniger streckte er dem Lieutenant eine genügende Summe vor, um die Auswanderung nach Süd-Amerika zu bewerkstelligen.

Erschüttert verließ Schwarzach die Stadt, in welcher er so glückliche Stunden erlebt hatte, weinte in seiner Heimath eine Thräne, als er die jetzt öden Räume durchschritt, in denen er als Kind gespielt

hatte, fand mit Mühe auf dem Kirchhofe, hart an der Mauer, das Grab seines Vaters, brach hier eine Aster ab, die einsam blühte und sich augenscheinlich nur zufällig hierher verirrt hatte, denn in den kurzen Wochen war kaum Gras auf dem Hügel gewachsen, und nun schüttelte der junge Mann hastig den düstern Seelenkummer ab, suchte ein Schiff und fuhr auf einem spanischen Dampfer nach Süd-Amerika.

Lange Zeit blieb man in der Garnison im Unklaren über das Schicksal des Ausgewanderten. Die abenteuerlichsten Gerüchte existirten über ihn, und fanden natürlich auch Glauben. Das eine wollte ihn als Gefangenen und Sklaven Abd-el-Kaders, das andre als Fremdenlegionair, ein drittes bei den Tscherkessen im Kampf gegen die Russen und ein viertes gar unter den Flibustiern wissen.

Da kam eines Tags an den Bankier ein Brief aus Rio de Janeiro. Er enthielt einen Theil der dem jungen Offiziere vorgeschossenen Summe und war unterzeichnet: Schwarzach, Hauptmann in der Artillerie Seiner Majestät des Kaisers von Brasilien.

Schwarzach erzählte von seinen Kämpfen und

Kriegen und wie er seine schnelle Beförderung meistens dem Umstande zu verdanken habe, daß durch ihn vieles Gute des preußischen Artillerie-Wesens in Brasilien eingeführt und als praktisch anerkannt worden sei.

Dieser Brief erregte unter den jüngern Offizieren des Regiments, denen der Bankier ihn mittheilte, eine wahre Wuth zur Auswanderung nach Amerika. Diese Wuth aber legte sich bald wieder, da die ruhige Ueberlegung mit schneidender Kälte auf das alte Sprichwort wies: Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.

Mittlerweile rollte die Zeit immer weiter und weiter und der Wind, der sich im Februar achtundvierzig in Paris erhob, ward zum Sturm und raste durch ganz Europa.

Schwarzach hörte in seiner fernen Station im Innern Süd-Amerikas von furchtbaren Kriegen in Europa, namentlich in Deutschland, schnell war wieder Abschied genommen und im December des Sturmjahres ging ein jugendlicher Hauptmann der brasilianischen Artillerie, den Kruzeiro-Orden auf der Brust,

durch die Straßen Berlins nach dem Bureau der General-Inspection der Artillerie.

Vierzehn Tage später war unser Freund seinem einstigen Regimente wieder eingereiht, jedoch nur nach dem Alter seines früheren Patentes als einfacher Lieutenant. Nicht nur aus Rücksicht auf seine Hauptmannsepauletten, sondern auch weil er zum Examen der Kriegsschule sich gemeldet, hatte man ihm das Artillerie-Offizierexamen erlassen, denn, wie wir wissen, hatte Schwarzach den preußischen Dienst verlassen, ehe er auf die Artillerieschule gekommen. Und unser Freund bestand sein Examen zur Kriegsschule mit Glanz und kriegerischen Ehren, kämpfte dann in Baden und kam zurück mit dem rothen Adlerorden mit Schwertern dekorirt.

Später hatte er nicht wenig Lust wieder nach Amerika zurückzukehren. Doch war mittlerweile sein Kommando zur Kriegsschule eingetroffen, er machte den Cursus durch, kam in's Regiment wieder zurück, geschätzt und geachtet von allen seinen Kameraden und Vorgesetzten als tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Offizier.

Unterdessen war auch der erste Stern auf seine Epauletten geschneit, und zur Zeit wo diese Geschichte spielt, war der älteste Premier des Regiments, Schwarzach, bereits zum Hauptmann eingegeben und erwartete jeden Tag sein Hauptmannspatent.

Eine nicht gerade düstere, aber sehr ruhige Stimmung hatte man seit seiner Ankunft an dem Offizier beobachtet. Kalt und ruhig den Vorgesetzten gegenüber, leutselig gegen seine Untergebenen, freundlich aber zurückhaltend gegen Kameraden; so war aus dem wilden Offiziere ein vollendeter Mann, geistig und körperlich mit hoher Schönheit begabt, geworden Er sprach gern von seinem Aufenthalt in Amerika und den aufregenden Kämpfen; als Andenken an die letzteren trug er, wie meine Leser schon wissen, eine ehrenvolle Narbe.

Vor noch nicht so langer Zeit hatte die Stimmung des Offiziers sich noch ein Wenig geändert; er war noch ruhiger und schweigsamer geworden.

Lieutenant Schwarzach, von dessen Herzen viele Pfeile aus den Augen schöner Kreolinnen abgeprallt waren, und der als der „kalte Deutsche" bei den brasi-

lianischen Damen bekannt war, Lieutenant Schwarzach hatte zu lange in das schwarze Auge einer Polin (unsere Geschichte spielt im Großherzogthum Posen) gesehen, um ungestraft fortgekommen zu sein. Jetzt loderte die Flamme einer glühenden und fast hoffnungslosen Leidenschaft in seiner Brust, glühend und verzehrend brannte und loderte das Feuer und Niemand sah es diesem stattlichen Manne an, daß er in einem fortgesetzten Kampfe mit sich selber lag. Selbst seine nächsten Freunde, Sulzen und Wettersfelde, hielten seine Liebe für eine äußerst ruhige, selbst diese beiden wußte der Mann zu täuschen, welcher schon lange gewöhnt war, die Gefühle und Vibrationen seines Herzens und seiner Seele der Außenwelt zu verbergen.

Hoffnungslos aber war seine Liebe, — weil der Nationalhaß sich zwischen des Herzens Gefühle warf. O nein, sie, das Weib seiner Wahl liebte ihn mit der verzehrenden Gluth des sarmatischen Stammes, aber doch war die Liebe hoffnungslos, weil Wanda von Borczynska einen Vater hatte, der seinen Haß gegen die Deutschen nicht verbarg und seine Tochter eher

dem geringsten polnischen Bauern, als einem preußischen Offizier zum Weibe geben wollte.

Dies der Grund von den vielen Volten, die wir heute Nachmittag von unserm schönen Freunde Schwarzach ausführen sahen.

Sulzens Herzensangelegenheit haben wir offen kennen gelernt und wollen uns nun noch mit dem Husarenlieutenant beschäftigen, der es richtig schon dahin gebracht hatte, daß er im Kreise seiner Bekannten das „wandernde Seufzerbrett" oder, die „Sehnsuchtsbratpfanne in Uniform" hieß. Und wenn ihn Schwarzach heute den Mann mit dem Todtenkopfe nannte, so mag der silberne Todtenkopf mit den Knochen an der Bärenmütze des Husaren eben so viel Schuld daran haben, als die Manie unseres Freundes Wettersfelde, den modernen Werther zu spielen.

Schwarzach hatte die Polin mit den flammenden Augen bei der Geheimräthin von Thanau kennen gelernt, einer alten Verwandten von Sulzen, und ebendaselbst lernte Wettersfelde seine Huldin, die kleine, schmachtende, allerliebste Marie, Tochter des Kommerzienraths Kollermann kennen. Denn Frau von Tha-

nau hatte eine Nichte und diese Nichte war eine Freundin von Wanda, der heiß Verehrten Schwarzachs, von Emilie, dem Ideal Sulzens, von Marie, der Huldin, welche Wettersfelde minnte. Diesen drei Liebespärchen erging es wie dem Mädchen aus der Fremde: sie waren auf einmal da, man wußte nicht woher sie kamen. Und da die kleine Nichte Anna — Mühmchen wurde sie von Sulzen genannt — in das Geheimniß gezogen worden war, und als echte Tochter Evas an nichts mehr Gefallen finden konnte, als an Intriguen, zumal Liebesintriguen, so ließ es sich gar oft einrichten, daß die drei Freundinnen just gerade bei Anna zum Besuch waren, wenn Cousin Sulzen und seine Freunde in der Absicht kamen, der Frau Geheimrath ihren Respekt zu bezeugen.

Und wenn die Offiziere dann zufällig die erröthenden jungen Damen sahen, so freute man sich landesüblicher Weise das hohe Glück zu haben, hoffte nicht zu stören u. s. w. u. s. w.

Natürlich wurden die zarten Bedenken wegen der Störung bald beseitigt und — nun so war die ganze Geschichte eingefädelt uud fortgesponnen worden.

Sehr gut war, wie wir wissen, Sulzen zum Ziele gekommen, doch auch Schwarzach hatte, von Seiten seiner Verehrten wenigstens, in keiner Weise etwas zu befürchten. Schlimm jedoch schien es mit dem Husarenlieutenant zu stehen. Denn Fräulein Mariechen war zwar sehr schmachtend anzusehen, aber schüchtern, ganz entsetzlich schüchtern. Und sie war die einzige, die eine Mutter noch hatte und diese Mutter war, wie alle Mütter, so engelgut. Und sie hatte der Mutter gelobt, kein Geheimniß vor ihr zu haben und nun sollte sie — — nein, das ging nicht, das ging wahrhaftig nicht. Freilich, Lieutenant von Wettersfelde war ein schöner, ein bildschöner Mann, und er konnte so hübsch singen und den Flügel spielen; auch sah er so unschuldig aus, wenn er zufällig einmal ihre Hand berührte, und sich dann gar nicht mehr trennte von der Hand, als ob er gar nicht bemerkt hätte, daß es ja eine Mädchenhand war, die er in der seinen hielt. Dabei aber sah er wirklich so johannesmäßig unschuldig aus.

Und neulich hatte er auch wieder, — es war schon nicht mehr ganz hell im Zimmer — ganz zu-

fällig ihre Hand gefaßt und sie ganz leise, (ach! aber das war so lieb) ganz leise gedrückt und dabei geseufzt. Und da hatte sie auch geseufzt, ob sie aber auch seine Hand wieder gedrückt hatte, wußte sie nicht. Er seufzte dann noch einmal, und sie ebenfalls, wenn auch ganz leise. Das hatten die beiden andern Pärchen, die mit einander mehr flüsterten als sprachen, gemerkt, — und das war recht unangenehm gewesen.

Aber er war auch zu allerliebst der Lieutenant von Wettersfelde. Gar nicht so wie die andern Reiteroffiziere. Ach! Und sie fühlte es wohl im tiefsten Grunde ihrer Seele, sie war dem Lieutenant recht von Herzen gut. Ja, sie hätte, — sie hätte, — sie hätte sich selbst einen Kuß, ja auch zwei von ihm geben lassen, aber Niemand müßte es sehen, und es müßte finster sein; — sie hätte sich ja gar zu sehr sonst schämen müssen. —

Und unser Lieutenant von Wettersfelde wurde immer gefährlicher dem lieben Kinde, das schon ganz in Angst und Kollision mit seinem Pflichtgefühl gerieth, und immer sich noch nicht recht klar war, ob ihr Handeln Recht, ob Unrecht.

Aber die Mutter wollte auch gar nichts von selber merken; und ihr gestehen? nein, niemals, sie hätte sich ja gar zu sehr geschämt. Die Husaren trugen schwarze Attilas mit weißen Schnüren; sie trug doch nun schon seit acht Tagen nur schwarze Taffetkleider und weiße Unterärmel dazu und im Hause ein weißes allerliebstes kleines Schürzchen. Und die Mutter merkte immer noch nichts.

Vor einiger Zeit hatte sie sogar die goldene Broche abgelegt und eine andere von Aluminium vorgesteckt, die fast aussah wie ein Todtenkopf. Und die Mutter wollte immer noch nichts merken und fragen! Dann hätte sie das Köpfchen an ihre Brust gelegt, damit man die purpurglühenden Wangen nicht sehen könne, und hätte Alles gestanden! Die beiden älteren nun schon todten Schwestern waren merkwürdiger Weise ja an Husarenoffiziere verheirathet gewesen, und da hatte Mütterchen früher es gewiß gemerkt, und wenn nicht, so doch wenigstens Erfahrung gesammelt, um aus beobachteten Symptomen zu schließen.

So quälte und marterte sich das liebliche Mariechen.

Lieutenant von Wettersfelde war aber nicht nur im Dienst, sondern auch im Leben Husar. Er, der frühere Schmetterling, hatte sich diesmal doch die Flügel an der sanften Flamme der blauen Augen Maria's versengt, und schmachtete gefesselt zu den Füßen des hübschen Mädchens. Schnell war er entschlossen zu einer gewaltigen That, welche seinen Freunden und der ganzen Welt überraschend kommen sollte.

Der Kommerzienrath Kollermann bewohnte ein prächtiges Haus in der Wilhelmstraße und stand in dem Rufe, der liebenswürdigste Gesellschafter, der freundlichste Wirth, kurz einer jener alten Herren zu sein, die man sieht um sie sofort lieb zu gewinnen. Er machte ein ziemlich großes Haus, hatte einen guten Weinkeller und eine schöne Equipage. Nie aber empfing er unverheirathete Offiziere, während doch die Generäle, Stabsoffiziere, und selbst die anderen Kameraden, vorausgesetzt eben, daß sie verheirathet waren, zu den sehr gern gesehenen Gästen zählten. Natürlich hatte jeder Lieutenant seiner Zeit die Staatsvisite gemacht und war sehr höflich empfangen worden, keiner jedoch konnte sich einer Einladung rühmen.

Wettersfelde wußte das wohl und kannte auch die sprüchwörtlich gewordene Idiosynkrasie des alten Raths gegen jüngere Offiziere. Trotzdem war er, wie gesagt, auch im Leben viel zu sehr Husar, um vor irgend einem Hinderniß zurückzubeben.

Es waren seit der letzten Zusammenkunft bei der Geheimrath von Thanau drei Tage vergangen und Wettersfelde war in diesen drei Tagen auffallend nachdenkend geworden. Er hatte einen langen Brief seinem nahewohnenden Vater geschrieben und durch einen eigenen reitenden Boten nach dem Stammgute seiner Väter gesendet. Gestern war die Antwort eingetroffen und sie mußte befriedigend sein, der Lieutenant nämlich lächelte so eigenthümlich. Darauf war er ausgegangen, hatte einen neuen sehr zierlichen Säbel und silberne Sporen gekauft, die sein Leibschuhmacher noch gestern an die lackirten Stiefel angeschlagen hatte.

Der Lieutenant zog nun seine Paradeuniform an, stülpte den neuesten Fell-Helm auf, spiegelte sich in dem Glanzleder seiner Stiefeln, freute sich noch einmal darüber, wie schön und anmuthig das neue

Schwert an seiner Seite blinkte, und ging, ein neuer Kriegsgott, nach dem bewußten Hause in der Wilhelmsstraße.

Die freundlichen Leser ahnen, welchen Gang der Lieutenant ging, und es war und ist und bleibt immer ein schwerer Gang, selbst für einen Husarenoffizier.

Je näher Wettersfelde dem Hause kam, desto kürzer wurden seine Schritte. Auch machte sich ein Kürzerwerden des Athems bemerkbar und eine gewisse Beklemmung bemächtigte sich des Offiziers. „Das ist ja als ob man einer feindlichen Batterie entgegen ginge,“ murmelte Freund Wettersfelde und machte eine Kraftanstrengung um die beängstigenden Gefühle seiner Brust zurückzudrängen. Ihm war, als müßte Jedermann merken, welchen Gang er jetzt that, und es schien, als seien alle Augen auf ihn gerichtet, was auch gerade nicht dazu beitrug, angenehme Gefühle bei ihm zu erregen. Zum Unglück begegneten ihm auch gerade jetzt Kameraden. Es war zu spät um auszuweichen.

„Alle Wetter, Kamerad, wohin so im Wichs?“

„Visite, steife, unangenehme Visite,“ entgegnete

der Gefragte und wollte durch eine geschickte Flankenschwenkung vorüber.

„Mensch," rief nun einer der Herren, ein kleiner, untersetzter mit einem furchtbaren Schnurrbarte dekorirter Offizier. „Mensch, Du bist verlogen; Du wandelst auf unerlaubten Pfaden, Du willst uns untreu werden und bist auf der Freite," und dabei stampfte er in komischem Zorn seinen Pallasch auf das Trottoir, wobei er fast die Zehen unsers Freundes Wettersfelde abstieß.

Dieser wurde roth bis hinter die Ohren, legte seine Stirn in einige Zornesfalten und eilte weiter.

Dämonisch klang ihm das nachschallende Gelächter der Kameraden an's Ohr; er nahm sich vor, alle der Reihe nach zu fordern und todtzuschießen, denn eben jetzt war er seinem Ziele ganz nahe gekommen und nebenbei überzeugt, daß die Herren ihm nachsehen würden. In einer halben Stunde wußte die ganze Garnison um sein Vorhaben.

Ein Gott aber hatte Erbarmen mit dem gequälten Herzen des Lieutenants. Denn als unser Freund die Freitreppe hinaufging, wandte er entschlossen noch

einen Blick nach seinen Kameraden und siehe, sie pilgerten weiter. Einen Augenblick später war Wettersfelde auf dem Korridor der Beletage und theilte dem Bedienten seinen lebhaften Wunsch mit, den Herrn Kommerzienrath zu sprechen.

Ein elegantes kleines Zimmer empfing den Offizier, dessen Herz fast hörbar klopfte. Es war das Privat-Arbeitskabinet des alten Raths und die Ausstattung gab Kunde von der Wohlhabenheit des reichen Patriziers.

Herr Kommerzienrath Kollermann saß in einem rothen Sammet-Fauteuil vor einem Mahagoni-Schreibsekretair. Er schob, wie es Kurzsichtige zu thun pflegen, beim Eintritt des Offiziers die Brille auf die Stirn, und ging dem schönen jungen Mann entgegen ihn freundlich bei der Hand fassend und auf das Sopha nöthigend.

„Ich bin der Lieutenant von Wettersfelde,“ begann unser Freund, doch der alte Herr fiel ihm in's Wort: „O, habe ja bereits das Vergnügen gehabt. Was verschafft mir heute die Ehre?“

Der Lieutenant wurde dadurch sehr eingeschüchtert.

Erstens waren es fast vier Jahr her, seit er das letzte Mal seine Aufwartung gemacht hatte und der alte Herr erkannte ihn doch noch wieder, und zweitens war er auf eine gar so sehr direkte Frage eigentlich nicht vorbereitet.

„Herr Kommerzienrath," begann der Lieutenant, „ich komme mit einer großen Bitte."

„Und die besteht worin?" fragte der alte Herr, indem er unverkennbar die Gesichtszüge des Bittenden studirte.

„Daß Sie, mein hochverehrter Herr Rath, mir erlaubten, von dem Zimmer über dem Hausflur den St. Michaeldom aufnehmen zu dürfen. Man sieht ihn, wie ich glaube, von dort am besten," schloß der Offizier mit gepreßter Stimme, da er viel Gewissensbisse empfand, weil er die ganze Angelegenheit nun verfahren glaubte, und zweitens gar nicht einmal zeichnen konnte.

Unvermuthet sollte ihm aber Succurs von einer Seite kommen, von welcher er ihn am wenigsten vermuthet hatte. Denn der alte Herr hatte nachdenklich vor sich hingesehen; fand das Unternehmen des Lieutenants sehr lobenswerth und

bedauerte wirklich von Herzen, gerade über dieses Zimmer nicht verfügen zu können. Es sei dasjenige seines Töchterleins und der Herr Lieutenant werde einsehen, daß unter diesen Umständen die Aufnahme von jenem Zimmer aus nicht stattfinden könne.

Da blitzte wieder der Husar in die diplomatische Verhandlung hinein.

„Wie aber," frug nämlich Wettersfelde. „wenn — Ihr Fräulein Tochter meine Braut wäre?"

Der alte Herr war mit einem Satze, ohne aber dabei aufzustehen, zur andern Ecke des Sophas gelangt, denn Wettersfelde, den Sophaplatz verweigernd, hatte einen Stuhl genommen, und so den Kommerzienrath als alleinigen Besitzer des Kanapees gelassen.

Tief athmete unser Freund auf. Jetzt mochte es kommen, wie es wolle, das Wort war ausgesprochen, die Würfel waren gefallen. Er freute sich förmlich über die kühne That.

Dem Kommerzienrath war in der Aufregung die Brille auf die Nase zurückgefallen. Noch einmal wiederholte er des Offiziers Worte: „meine Tochter Ihre Braut?"

„Ja,“ sagte nun Wettersfelde treuherzig, „lassen Sie es mich gestehen, das war der eigentliche Zweck meines Kommens: Sie, mein hochverehrter Herr, um die süße Hand ihres Fräulein Tochter zu bitten. O ich liebe diese Blume“ — und nun kamen poetische Vergleiche und einige allgemeine Redensarten wie „jede Faser meines Herzens“ — „Gluth einer Jünglingsseele“ — „letzter einstiger Athemzug ersterben in dem entzückenden Worte Marie:“ — u. s. w. Und dann endlich gestand er, überzeugt zu sein, daß er nicht vergebens liebe, und entwarf nun wieder eine zwar poetische aber haarsträubende Schilderung von der Gräßlichkeit des Unglücks, wenn man rauh die beiden liebenden Herzen von einander reißen sollte.

Der Kommerzienrath hatte sich gefaßt und die Brille wieder in die vorige Lage gebracht. Er rückte auch wieder auf seinen alten Platz und reichte dem Offizier die Hand.

„Verzeihen Sie, mein Herr Lieutenant von Wettersfelde, wenn der überraschende mich und die Meinigen so sehr ehrende Antrag mich ein Wenig außer Fassung gebracht hat. Ich kann Ihnen jedoch keine

bestimmte Antwort geben, da bei einer so wichtigen Angelegenheit doch erst meine Tochter und meine Frau gefragt werden müssen."

Hier wollte unser Freund nun die Bedenken wegen der Tochter vollständig beseitigen, der alte Herr bat jedoch ihn ausreden zu lassen.

„Ich setzte ja durchaus keine Zweifel in Ihre Aeußerung, mein bester Herr Lieutenant, und werde Sie nachher sogar bitten mir die ausführliche Geschichte Ihrer jungen Liebe zu erzählen, für jetzt aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß meine Tochter ja noch sehr jung ist, und" — setzte er hinzu — „auch Sie, wie es scheint, noch ein Wenig warten können."

Da das Gesicht des Lieutenants durchaus keine Freude über die letzte Bemerkung auszudrücken schien, so glaubte sich der alte Herr zu der Aeußerung berechtigt: „Nun, ich bin alt und von Ihnen ja selbst gebeten meine Einwilligung zu einer Verwandtschaft mit Ihnen zu geben. Sie müssen also meine Offenheit verzeihen."

Der Lieutenant schwor hierauf, nie eine entzückendere Rede gehört zu haben.

„Eins aber erwähne ich noch," fuhr der Kommerzienrath fort, „ich habe bereits, wie Sie vielleicht wissen, zwei Töchter an Offiziere verheirathet gehabt, — und beide bald verloren," setzte er wehmüthig hinzu. „Ich bitte Sie, verehrter Herr, um zwei Tage Bedenkzeit. Dann sollen Sie eine ehrliche Antwort haben."

Der alte Herr war sehr bewegt geworden, und Wettersfelde sah ein, daß er sich füglich nun entfernen könne. Er trat deshalb seinen Rückzug an und noch auf der obersten Treppenstufe versicherte man sich gegenseitig, wie es üblich ist, seiner Hochachtung.

Während dieser Zeit huschte ein schwarzgekleidetes, bleichaussehendes Mägdelein, dessen Augen nicht undeutliche Thränenspuren zeigten, aus der Stube, die an des Kommerzienraths Arbeitskabinet grenzte, über den Seitencorridor nach einem andern Gemach. Es war des Raths vielschönes Töchterlein Marie. Sie hatte den Offizier in's Haus kommen sehen, mit weiblichem Scharfsinn den Zusammenhang gerathen und sich nicht enthalten können ein Wenig zu lauschen. Der liebe Gott, so meinte sie, würde die Sünde schon

verzeihen, sollte doch eine Angelegenheit verhandelt werden, die nur sie betraf.

Jedes Wort hatte sie verstanden. Ach! Und nun wurde ihr recht weh ums Herz! des Vaters Worte sahen einem Körbchen doch gar zu ähnlich.

Der alte Herr Rath kam zurück und setzte sich wieder an den Schreibsekretair.

„Hätte mir eine solche Ueberraschung heute auch nicht träumen lassen," murmelte er vor sich hin. „Schade ist's aber doch, daß ich den Lieutenant nicht gefragt habe, von welchem Tage seine Bekanntschaft mit Marie sich herschreibt und wie es möglich war, ohne unser Wissen eine Liebesintrigue einzufädeln, ja, wie es scheint, einen ganzen Roman zu spielen. Nun, wir wollen bald klar sehen in der Sache."

Er klingelte; der Bediente trat ein.

„Johann, ich lasse meine Frau und Tochter bitten auf einige Augenblicke zu mir zu kommen. Vor der Hand bin ich dann für Niemand zu sprechen."

Einige Minuten später trat die Frau Kommerzienrath, eine hohe immer noch schöne Frau, und das uns bekannte Töchterlein des Paares ein.

Wir übergehen die jetzt folgenden Eröffnungen. Nach einer halben Stunde verließen die Damen das Zimmer wieder. Marie sah sehr verweint aus und hatte ihren Arm in den Arm der Mama gelegt. Das gute Kind hatte Alles gestanden.

Am Abend des folgenden Tages brachte der Bediente des Kommerzienraths einen Brief zum Lieutenant von Wettersfelde. Den erhaltenen Thaler Trinkgeld steckte Johann mit pfiffiger Miene ein und verließ dann schnell das Zimmer, so daß unser Freund kaum Zeit hatte dem Bedienten tausend Empfehlungen an die Familie seines Herrn mitzugeben.

Der Lieutenant erbrach den Brief und las:

„Mein sehr geehrter Herr Lieutenant!"

„Euer Hochwohlgeboren" — hm, das klingt denn doch ziemlich steif — „beehre ich mich meinem Versprechen gemäß, auf den ehrenvollen Antrag vom Gestrigen zu erwidern — — — — — —

„„geehrter Herr"" „„Hochwohlgeboren"" „„ehrenvoll"" das ist ein bischen zu viel Ehre, als daß dahinter etwas Gutes stecken sollte," brummte der Lieutenant vor sich hin. Er legte den Brief fort, zündete eine

neue Cigarre an, machte einige Gänge durchs Zimmer, setzte sich an den Flügel, fuhr durch die Tasten, sprang wieder auf, legte sich ins Fenster, machte dann wiederum einige Gänge durch's Zimmer, bis er sich schließlich in den Sessel warf und den Brief von Neuem aufnahm. Also:

„zu erwidern, daß ich einem Versprechen gemäß, welches ich bei'm Tode meiner zweiten Tochter gab, die Entscheidung einer der wichtigsten Angelegenheiten, meine jüngste jetzt einzige Tochter betreffend, vollständig von der Mutter abhängig machen wollte. Zu meinem Bedauern muß ich Euer Hochwohlgeboren nun mittheilen, daß sich meine gute Frau für jetzt nicht entschließen kann, ihre Einwilligung zu Ihrer Verlobung mit unsrer Tochter zu geben, da wir, wie Ihnen bekannt, das Unglück hatten, unsere beiden ältesten, an Offiziere verheirathete Töchter, nach nur kurzer Ehe zu verlieren.

Gleichzeitig aber bemerke ich noch, daß wir unser Kind nun und nimmermehr zu einer Heirath gegen ihren Willen zwingen werden, Sie also vielleicht dennoch zum Ziele kommen können, wenn die gegen=

seitige Liebe so heiß und innig ist, wie sie zu sein scheint. Hoffen und harren Sie also, mein verehrter Herr! Sie sehen, ich mache mit Ihnen gemeinschaftliche Sache und trete einem Komplot gegen meine Frau bei. Ich brauche Ihnen deshalb nicht noch zu sagen, daß ich für meinen Theil in keiner Weise Etwas gegen die Verbindung einzuwenden habe.

Genehmigen Sie die Versicherung, daß so sehr Ihr Vertrauen mich erfreut und geehrt hat, meine heutige Antwort mir ebenso schmerzlich wird. Es soll mich herzlich freuen, Sie dereinst meinen Sohn nennen zu können und ich bitte Sie noch einmal: hoffen und harren Sie!

Mit freundlichen Abendgrüßen

August Ferdinand Kollermann."

„Hoffen und harren macht Manchen zum Narren" murmelte der Lieutenant und pfiff dann aus Verzweiflung den Dessauer Marsch. Er setzte sich in vollständiger Wertherstimmung an den Flügel, präludirte ein wenig und sang dann mit seiner hübschen Stimme das schöne Lenau'sche Lied:

Du hast mir viel gegeben
Du schenktest mir Dein Herz;
Du nahmst mir Alles wieder
Und ließest mir den Schmerz.
Du zeigtest mir den Himmel
Und seiner Sonne Pracht,
Du hast ihn schnell geschlossen,
Und um mich her ist's Nacht.
Ich ziehe nun ins Weite:
Gott schenke mir die Ruh
Wenn mich in fernem Lande
Deckt Mutter Erde zu.
Wenn's von des Thales Felsen
Wie leise Seufzer klagt:
Dann denk', s'ist meine Stimme,
Die Lebewohl Dir sagt.

Hierauf folgte ein Postludium wehmüthiger Natur, aus welchem schließlich unser tastenkundiger Freund in das hübsche prière d'une vierge überging.

Der letzte Ton war verklungen und gedankenvoll starrte der Lieutenant vor sich hin, denn bei einer Situation, wie es die seinige war, hat jeder Mensch

das Recht, sich in dumpfes Hinbrüten zu verlieren. Darauf stieß er das uns schon bekannte Aaah! aus, welches von jetzt an oft geübt und ihm noch mehr geläufig werden sollte als früher.

So mochte eine halbe Stunde unter abwechselnden Aaahs! Ooohs! und muthwillig dem Flügel entlockten Dissonanzen vergangen sein, als er endlich aufsprang, den Säbel umschnallte, die Mütze aufstülpte und auf die Straße hinausstürzte.

Er grüßte Niemand, übersah, ganz gegen seine Gewohnheit, alle ehrerbietigen Grüße der Soldaten und trat nach zehn Minuten in Schwarzach's Zimmer, wo er zufällig, ihm aber ganz erwünscht, Sulzen antraf.

„Nun, Du siehst wahrhaftig aus, als ob Du ein Körblein im Bewußtsein mit Dir herumträgst," rief ihm Sulzen lachend entgegen.

„Wahrhaftig?" fragte der Husar, „nun, da werden es mir auch mehr Leute angesehen haben."

Und nun schüttelte Wettersfelde seinen Freunden sein liebegequältes, leidbedrängtes Herz aus. Man hörte aufmerksam zu und zollte der Tapferkeit des Offiziers, mit Seelenruhe dem Vater seines Mädchens,

und gleichzeitig mit männlicher Entschlossenheit gegenüber getreten zu sein, den gebührenden Beifall. Da man den tragischen Schluß schon im Voraus kannte, so überraschte es nicht, als sich der Husarenlieutenant jetzt der schrecklichen Katastrophe mit dem heutigen Briefe nahte. Wettersfelde hatte bei seiner Erzählung sich befleißigt durch Aaahs und Doohs den ganzen Vortrag recht wehmüthig zu machen und zeigte heute zum ersten Male jene eigenthümlichen Stimmungskontraste, die sein Gemüth von jetzt an auf Wochen gefangen nehmen sollten. Vater Goethe bemüht sich solche Kontraste nur seinen Damen anzudichten, wie das Himmelhochjauchzen und zum Tode Betrübtsein dem Klärchen Egmonts, und das „Oft ist sie heiter, meist betrübt," der lieblichen Maid Gretchen, doch findet sich diese Abnormität der Empfindungsweise jenes Muskels, den wir Herz nennen, auch beim Genus masculinum.

Bemeldete Seeleneigenheit hatte bei unserm Freunde Wettersfelde noch eine andere Eigenthümlichkeit: man wußte nämlich niemals ob das Seufzen oder das Lachen ernst war, und Schwarzach sprach oft die

Meinung aus: der Husar wisse es selber nicht. Wettersfelde schloß seinen Bericht mit dem schönen Liede

„Ach wie wär's möglich denn.“

indem er das Ach gewaltig in die Länge zog, trank dann einen Schluck aus dem mit Limonade gefüllten Glase vor ihm und ging durch eine sonderbare Verkettung von Umständen und Tönen in eine wildere Melodie über, aus welcher aufmerksame Hörer die schönen Worte herausgehorcht hätten:

„All unser Silber, all unser Gold
Ist uns durch die Kehl gerollt.“

Wahrscheinlich sollte die musikalische Zugabe seinen beiden Freunden Gelegenheit geben, sich zu der ererwarteten Kondolationsrede zu sammeln. Sulzen aber zündete sich eine neue Cigarre an und spielte mit seiner Dogge, während Schwarzach ruhig einen Brief hervorzog, dessen Adresse in der edlen Sprache der Söhne der grande Nation geschrieben war.

„Sulzen gieb unserm Freunde doch ein französisches Lexikon“ sagte Schwarzach, indem er dem Husaren den Brief gab.

Dieser beachtete den Scherz nicht, erbrach das

an Schwarzach gerichtete Schreiben und las. Das größte Erstaunen malte sich auf seinem Gesichte und mit einem „Donnerwetter ist das grob" las er die Unterschrift.

Dann begann er von Neuem zu lesen und begleitete einige Stellen des Schreibens mit zeitgemäßen Anmerkungen.

„Hm, das ist ja sehr freundlich von Herrn von Borczynsky. Also polnisch solltest Du den Heirathsantrag machen und dazu dieses slavische Idiom erst lernen? Oder doch mindestens eine Mittelsprache wie die französische wählen? Höre, Schwarzach, der Herr geht in seiner Deutschenfresserei doch zu weit. Es sei bei ihm Grundsatz, sein Kind lieber dem geringsten Bauern seiner Nationalität, als dem vornehmsten Edelmann eines andern Stammes zu geben? Der Mann ist recht niedlich, lieber Schwarzach. Da ist das wichtige Dokument zurück. Was wirst Du denn nun machen, guter Kollege?"

„Dasselbe was Du machen wirst, nämlich abwarten, hoffen und harren."

„Jetzt wäre nun die Reihe an Ihnen, bester

Sulzen, uns solch ein ähnliches Aktenstück vorzulegen."

„„Wenn ich eins hätte, sollte es Euch nicht vorenthalten werden. Diesmal aber war ich bedächtiger als selbst unser ruhiger Brasilianer. Ich werde mich hüten, vor der Hand im Bunde der Dritte zu werden, und die geehrten Herren Eltern noch ein Weilchen auf die Freude, mich vielleicht auch mit langer Nase fortschicken zu können, warten lassen. Indessen setze ich mich, und das ist keine Sünde, in's Herz der Tochter vollständig fest und dann möchte ich doch die Eltern sehen, die mich daraus vertreiben wollten.""

„Wenn es keine Sünde ist," begann nun Wettersfelde scheinheilig, „so möchte ich dasselbe versuchen."

Schwarzach aber sprach kein Wort und vermaß sich keiner That; er glich insofern der jüngsten Tochter des König Lear. — —

Ich habe in meiner Erzählung ein Wenig in die Vergangenheit greifen müssen, um den guten Lesern den Anfang der Liebesgeschichte, in welcher unsre militairischen Freunde die Hauptrollen spielen, zu erzählen. Denn die eben erzählten Vorfälle waren ungefähr

schon vierzehn Tage alt, als wir die Bekanntschaft der drei Offiziere machten.

Die Zusammenkünfte bei Thanaus, natürlich waren sie stets nur zufällig, fanden, so oft es nur irgend ging, nach wie vor statt. Und daß das liebliche Mariechen ihre Freundin Anna so oft besuchte, war der süßeste Balsam für das wunde Herz und herbe Seelenleid unseres Freundes Wettersfelde. Wie stolz aber hätte erst sein Herz unter den weißen Schnüren des Attilas geschlagen, wäre er, wie wir, Zeuge von den Belauschungsübungen gewesen, die des Kommerzienraths Töchterlein angestellt hatte.

Natürlich hatte Mariechen der Mama und dem Papa gestanden, daß sie den Husarenlieutenant bei Thanaus kennen gelernt hatte und natürlich hatte chère maman die Bitte ausgesprochen, man möge das gastliche Haus der Frau Geheimrath weniger oft besuchen. Und natürlich hatte das auch Mariechen versprochen. Ach! aber sie war dem Lieutenant doch gar so sehr von Herzen gut und kämpfte mit sich selbst, ob sie ihrem Versprechen treu bleiben sollte oder nicht.

Von nun an ging sie öfter zu andern Freundinnen,

ihre Füßchen waren aber den Weg zu Thanaus gewöhnt und da das Köpfchen mit ganz anderen Gedanken beschäftigt war, so vergaß es, den Füßchen Befehle auszutheilen, und so kam es denn, daß sich Mariechen zu ihrer eignen Verwunderung bei Thanaus sah, sie wußte nicht wie.

In der Regel waren auch Wanda und Emilie da und man hätte hundert gegen eins wetten können, daß nach Verlauf einer halben Stunde auch unsere drei militairischen Freunde erscheinen würden.

Schwarzach machte dann gar kein Hehl aus seiner Leidenschaft und ärgerte sich Tags darauf manchmal gar sehr darüber, wenn er sich sagen mußte, den verlobten Bräutigam zu naturgetreu gespielt zu haben.

Von Sulzen hätte der Beobachter vielleicht berichtet, er mache dem Fräulein Emilie auffallend den Hof, während Wettersfelde und Mariechen ein sehr unglücklich liebendes Paar seien. Es war aber auch ein Geseufze, Geaaache und Geoooche, als ob die Herzen selbander in schönster Auflösung begriffen seien. Wagte es nämlich Wettersfelde mit einem zärtlichen Seufzer der Dame seines Herzens zu nahen, so seufzte

dieselbe unwillkürlich mit, denn sie fühlte, daß der Zeitpunkt gekommen, wo das Gebot der Eltern übertreten wurde. Und kam die Hand des schüchternen Mägdlein zufällig einmal in die Hand des Offiziers, so war des Seufzens kein Ende, Mariechen seufzte, weil sie sich mit Schrecken in die Lage dachte, wenn das die Mutter sähe; Wettersfelde seufzte, weil ihm das Seufzen einmal zur zweiten Natur geworden war. Er wußte selber nicht ob die Seufzer hinausgestoßen würden um der Welt zuzuflüstern: „Seht welches liebeglühende Herz in meinem Busen schlägt!" oder ob sie sich ohne sein Zuthun als richtige Seufzer von selbst bildeten. Er wußte und wollte auch gar nicht wissen, wie eigentlich das Ende der Liebelei sein würde, ihm war die Gegenwart genug, von der er wiederum nur eins wußte, daß er nämlich verliebt bis über die Ohren sei. Und kam er wie es fast täglich geschah, einmal zu dieser Erkenntniß, so seufzte er natürlich zuerst und rief dann schmerzlich bewegt: „O, Kinder, Kinder was kann die Liebe aus dem Menschen machen." Karo, die dänische Dogge, machte das Auditorium bei diesen Rufen aus und knurrte

zustimmend, da in der letzten Zeit die tägliche Futterration höchst unregelmäßig verabreicht worden war. —

So standen ungefähr, wie schon gemeldet, die Angelegenheiten beim Avancement Sulzens und ich bitte den lieben Leser sich mit mir wieder in das kleine Konditoreizimmer zu begeben, wo man die neuen Sterne so eben mit Erdbeerbowle begoß. Heute hatte auch Sulzen zuerst seinen Freunden mitgetheilt, wie weit er schon in der Erstürmung der Festung Mädchenherz gekommen sei. Die Bowle war auch mittlerweile leer getrunken worden und draußen hatte sich die Sonne schon zu senken begonnen. Man brach demgemäß auf, um noch einen kleinen Spaziergang zu machen.

Sie pilgerten die Straße entlang und fuhren, an einer der Querstraßen angekommen, plötzlich und mit ganz ungewöhnlicher Aufmerksamkeit an die Mützen. Es war kein General der ebenso gehorsamst wie ganz ergebenst gegrüßt wurde, sondern eine Gruppe von drei schon ältlichen Herren. Die Gruppe dankte höflichst und fuhr dann in ihrem Gespräche fort.

Als unsre Freunde weit genug waren, um nicht

mehr gehört zu werden, blieb Wettersfelde stehen und sagte zu seinen lächelnden Kameraden: „Drei Schwiegersöhne ohne Frauen, drei Zukunftsschwiegerväter zur Zeit ohne Schwiegersöhne, — das hat etwas zu bedeuten!"

Zu derselben Zeit, die von den drei Offizieren so nützlich dazu verwendet wurde ein kühlendes Getränk, aus Wein, Zucker und Erdbeeren bestehend, mit vielem Wohlbehagen zu genießen, saßen die uns nicht mehr unbekannten jungen Damen im Hause des Herrn von Borczynsky und schlürften den Trank, der aus der Bohne Mocca's bereitet wird.

Von Wanda von Borczynska waren die Freundinnen Emilie und Marie, sowie Annchen von Thanau, zu einem Täßchen Kaffee eingeladen worden und das Alles hatte den Anschein, als gedächten die Damen ihrerseits einen kleinen Kriegsrath zu halten.

Es war ein lieblicher Anblick diese vier Rosen zu betrachten, denn auch Fräulein Anna war eine anmuthige Erscheinung.

Stolz und imposant wie Schwarzach unter seinen Freunden, war Wanda im Kreise der Mädchen zu

erschauen. Ihr Auge brannte und loderte und wir begreifen wohl, daß es nur der durch des Lebens Stürme gestählte Artillerieoffizier wagen konnte, dem Feuer dieses Blickes sich auszusetzen. Freilich hatten sich diese Augen tief in sein Herz hineingebrannt, doch nicht ungestraft hatten sie es gethan. Auch in dem Herzen der königlichen Jungfrau waren Flammen entzündet worden, die glühend und verzehrend im Busen tobten. Aber wohl wußte es die schöne Maid, daß es einen großen Kampf gelte, bevor das Vorurtheil besiegt sein würde, welches sich als starker Damm ihrer Vereinigung mit dem schönen Offizier entgegenthürmte. Auch wußte sie, wie schnöde Schwarzach von ihrem Vater abgewiesen worden war, der den stattlichen Mann kaum kannte und nie litt, daß nur von ihm gesprochen werden durfte. Das stolze Mädchen machte sich auf diesen Kampf gefaßt, und sie wollte siegen. Es floß noch in ihren Adern das Blut der kühnen Slaven von ehemals, nicht der süßliche rothe Saft, der die Adern der herabgekommenen entnervten Epigonen der alten slavischen Helden jetzt durchrollt. —

Emilie Balzer hatte nicht den stolzen Anstrich der Schönheit Wanda; aber sie war schlank und doch voll, mit blondem, gelocktem Haare, blendend weißem Teint, schwarzen Augen und Grübchen in Kinn und Wangen. Man konnte sich kein passenderes Paar denken als unsern Freund Sulzen und dieses schlanke schöne Mädchen.

Mariechen Kollermann kennt der freundliche Leser schon. Sie sieht jetzt ein wenig blaß aus und das Seelenleid, welches uns ihre Augen verrathen, scheint wirklich von der Liebe und deren Seufzen und Bangen herzurühren. Sie trinkt viel Kaffee und sieht, zur Erholung, träumerisch in's Leere.

Wanda spricht sehr gut und elegant deutsch, was um so auffälliger ist, als sie auf strengen Befehl des Vaters zu Hause sich nur der polnischen oder französischen Sprache bedienen muß. —

„Ich sage nochmals, Mariechen, daß ich Dich nicht begreife. Deine Mama ist gut und Dir sonst stets zu Willen, Dein Papa, wie Du selber sagst, sogar auf Deiner Seite und doch ist der Korb noch nicht redressirt. Pass' auf, Du wirst wirklich krank

werden, denn Du härmst Dich gar zu sehr. Thue also, wie ich Dir gesagt habe.

„„Aber Du bist doch in derselben Lage, wie ich, Wanda, und willst es nicht thun!““

„Weil mein Charakter ein anderer ist, als der deine. Und dafür kannst Du so wenig wie ich. Das mögen die Philosophen ergründen. Kurz und gut, es ist so. Du stellst Dich kränker und angegriffener, als Du wirklich bist, das ist das beste Mittel auf Deine Mama zu wirken. Der Papa braucht von Deiner Komödie nichts zu wissen, der steht Dir so wie so bei und in acht Tagen hat Wettersfelde das Jawort und Du wirst gesund.“

„„Ich werde meine Rolle nicht durchführen können,““ bemerkte Marie schüchtern.

„Du wirst es können, weil es das einzige und beste Mittel ist,“ fiel ihr Wanda in die Rede, „und nebenbei ist der Ausweg Dir angemessen. Ich schreibe morgen noch den bewußten Brief an Deine Mama, und diese wird Dich dann plötzlich noch viel kränker finden, als Du zu sein wirklich vorgiebst.“

Und Mariechen schwieg, weil sie der stolzen

Polin gegenüber überhaupt keine Stimme hatte, weil sie sich auch wirklich nicht ganz wohl fühlte und die Krankheit ja auf diese Weise vor ihrem Gewissen besser entschuldigen konnte.

„Also Sulzen ist Premierlieutenant geworden?" wendete sich Wanda jetzt an Emilie. „Gedenkt er nun noch länger zu zögern oder hast Du ihm selber gerathen, die Rolle des Fabius Cunctator zu spielen?"

„Ich für meinen Theil habe über diesen Punkt weder mit ihm gesprochen noch gebriefwechselt," antwortete Emilie, „kann auch nur rathen, was er zu thun gedenkt. Uebrigens habe ich sondirt und eine eigenthümliche Entdeckung gemacht. Ich glaube man will mich an einen Cousin und Fabrikbesitzer am Rheine verheirathen. Meine Eltern wollen dann auch nach dem Rheine ziehen."

„So?" fragte Wanda. „Man will Dich verheirathen ohne Dich zu fragen. Was sagst Du denn dazu?"

„Natürlich, nein. Aber ich fürchte Sulzen bekommt wie Schwarzach und Wettersfelde einen Korb."

„Das kommt auf einen Versuch an. Ich glaube

es nicht, wenn Du nicht unthätig bleibst. Frage doch offen Deine Mama und beichte dann ebenso offen Dein Glaubensbekenntniß. Hilft es nicht, so schadet es auch nicht und zwingen wird und kann man Dich nicht."

So besprachen die Mädchen noch lange ihre Herzensangelegenheiten und machten Pläne über Pläne.

Die drei heimlichen Bräute ahnten nicht, daß der Himmel selber sich ihnen verbündet hatte und Umstände eintreten ließ, die zwar alle ihre Pläne durchkreuzten, aber auch Alles zum Besten führten. Und diese Umstände waren theilweise schon eingetreten, während die Mädchen noch Kriegsrath hielten.

Der wohlgeneigte Leser erinnert sich vielleicht noch, daß auf den ersten Seiten dieser Geschichte von „Kriegsbereitschaft" gesprochen wurde. Die Kriegsbereitschaft sollte sich nun in eine wirkliche Mobilmachung verändern, und der Krieg schien allem Anscheine nach unvermeidlich. Die heutigen Abendzeitungen brachten schon Gewißheit und mit den Worten: „Es giebt Krieg, meine Herren!" stürzte der Oberkellner in's Herrenzimmer der Ressourcengesellschaft.

Drei Herren saßen hier bei einer Skatpartie, und uns däucht, die drei Herren wiederzuerkennen, die heute von den drei Freunden so aufmerksam und ehrerbietig gegrüßt worden waren. Der eine von ihnen ist uns auch schon ein älterer Bekannter, der Kommerzienrath Kollermann, der daneben sitzende Herr mit dem langen grauen Schnurrbarte und kahl geschorenem Haupte ist Herr von Borczynsky, achtzehnhundertdreißig Oberst in polnischen Diensten, und der dritte ist der Hofrath Balzer, der sich sehr gern „Ritter mehrerer Orden" unterschrieb.

Wenn meine Leser befremdet sind von der seltenen Erscheinung, daß, wie die drei Offiziere und die drei heimlichen Bräute, so auch die drei Brautväter sich befreundet zeigen, so kann ich weiter nichts thun, als mich auf das Factum selbst berufen, da meine wahre Geschichte eben nur die Wahrheit selber erzählt.

Außerdem fanden sich die drei alten Herren eben nur in der Ressource oder auf dem Wege dorthin zusammen, während sie in durchaus keinem andern Verkehr standen. So herb nun auch der Bescheid war, den der alte Oberst von Borczynsky dem Lieutenant

Schwarzach ertheilt hatte, so weit war er davon entfernt in die Kategorie jener simplen Deutschfresser zu gehören, wie man sie in der preußischen Provinz Posen findet. Er erkannte vielmehr all die guten und heilsamen Einrichtungen der preußischen Regierung völlig an, schimpfte freilich auf den damaligen Ober-Präsidenten der Provinz nach Herzenslust, gerade wie die Deutschen auch, hatte aber die Eigenthümlichkeit, von preußischen Officieren nichts hören zu wollen. Er sah sich freilich als alter Soldat gern und oft die militärischen Uebungen an, ging aber mit keinem Soldaten um und empfing keinen Besuch, wenn derselbe Uniform trug. Er dankte höflich, wenn er von Officieren gegrüßt wurde, ärgerte sich aber später, daß man ihn überhaupt gegrüßt hatte. Und dabei wußten sich ältere Officiere doch zu erinnern, sogar mit dem Oberst früher auf freundschaftlichem Fuße gestanden zu haben. Die Umänderung war plötzlich gekommen und hatte ganz natürliche Ursachen.

Sein einziger Sohn hatte sich nämlich, gegen den Willen des Vaters, der vorsichtig genug war, von den Aufständen der vierziger Jahre kein Heil zu er-

warten, den Aufständischen angeschlossen und war im Gefecht bei Buk, mit seinen Lanziers eine preußische Batterie, die sich verschossen hatte, attaquirend, von einem Artillerieoffizier vom Pferde gestochen worden.

Stanislaus von Borczynsky war der Letzte seines Stammes gewesen. Der Vater trauerte um den Sohn und grollte von Stund an mit allen Offizieren. Er hatte keine Ahnung von dem Verkehr seiner Tochter und Schwarzachs im Thanau'schen Hause, und da er glaubte sein Unglück in Betreff des Sohnes stehe auf seiner Stirn deutlich geschrieben, so hielt er es für die beißendste Satyre, daß ein Artillerieoffizier, und vielleicht gerade derselbe, der so viel Herzeleid über seine Familie gebracht hatte, es wagen konnte, um die Hand der ihm natürlich doch ganz unbekannten Wanda von Borczynska zu bitten.

Der Hofrath Balzer endlich war ein kleines bewegliches Männchen, der für sein Herrscherhaus schwärmte und am funfzehnten October sowohl wie am zweiundzwanzigsten März, den Geburtstagen des Königs und des damaligen Prinz-Regenten, große Festivitäten arrangirte. Er verehrte das königliche

Kriegsheer inbrüstig und Sulzen hätte bei einem etwaigen Antrage sicher keinen Widerstand gefunden, wenn es nicht zu einer Hauptmarotte des alten Herrn gehört hätte, seine einzige Tochter mit dem einzigen Sohn seiner Schwester zu verheirathen, damit das bedeutende Vermögen seiner Eltern wieder zu Einem Ganzen vereinigt würde. Und dergleichen Marotten sind schwer auszutreiben und Sulzen wäre sonst dieser Umstände wegen demnach im Bunde der mit Körben Beehrten der Dritte gewesen.

Diese drei alten Herren fanden sich jeden Abend zusammen um ihre Partie Skat zu spielen, weil sie vielleicht die einzigen älteren Herren in diesem Zipfel Norddeutschlands waren, die das edle Spiel kannten, schätzten und übten.

Von Politik wurde selten oder gar nicht gesprochen und nur einmal, zur Zeit als der Befehl wegen der Kriegsbereitschaft einging, hatte das patriotische Gemüth des Hofraths schwer gelitten unter der Ungewißheit, zu welcher Fahne wohl der Herr von Borczynsky gehören möge.

Endlich hatte er sich zur direkten Frage erkühnt

und zu seiner unsäglichen Freude vernommen, daß der Herr Oberst zu den Verehrern des Prinz-Regenten und zu den erbittertsten Feinden des düstern Mannes vom zweiten December gehöre, welch' letzteren er mit sammt dem großen Onkel des schändlichsten Wortbruches an seiner, des Obersten, Nation bezichtigte. Dadurch war das Gewissen des Hofraths beruhigt worden und die Skatpartieen hatten keine Unterbrechung erdulden müssen.

Als der Oberkellner mit den verhängnißvollen Worten: „Es giebt Krieg, meine Herren," hereingestürzt war, hatte der Hofrath eben einen wundersamen „Grand mit Vieren" angesagt. Das Wort des Kellners erschütterte ihn aber dermaßen, daß die Karten auf den Tisch fielen und sich selber den Mitspielern verriethen. Er griff nach einer von den Zeitungen, der Kommerzienrath und Herr von Borczynsky folgten und bald studirten die Herren den Wortlaut der Kabinetsordre.

„Es giebt Krieg!" tönte es draußen auf den Straßen, Krieg hieß es in den Wirthshäusern, Krieg tönte es am Familientische, Krieg bebte es von den

bleichen Lippen des Mägdleins in einsamer Bodenkammer; — ach! sie sah den Liebsten blutend in fernem, fremdem Lande auf weitem, schaurigem Schlachtfelde liegen.

Auch am Familientische erregte das düstere Wort „Krieg" verschiedene Gefühle. In jener Straße z. B. entflammt der kleine Adolph, der noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging, sein jugendliches aber kriegerisches Gemüth noch mehr durch kunstgerechtes Aneinanderschlagen des Messers an die Gabel. Die Mutter ist recht ernst geworden, da ja ihr ältester Sohn als Reservist zu den Fahnen schon eingerufen war, und die kleine Mathilde sieht auf die Mutter, um einen Anhaltspunkt für ihr Benehmen zu finden. Dem Vater scheint die Kriegsnachricht auch gar nicht recht zu sein, denn wenn er auch zu scherzen sucht und der kleinen Mathilde räth mit der Mama fleißig Charpie zu zupfen, so merkt man doch gar zu gut, daß es mit den Scherzen nicht so gut als sonst ging.

In den Wirthshäusern zeigte sich die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Kriegsnachricht gemacht hatte, am meisten. Hier betranken sich Einige aus

Freude über die Nachricht, während dort Andere stumm und traurig da saßen, indessen noch Andere wieder fluchten und tobten ob der unwillkommenen Kunde.

Auf den Straßen endlich war die Freude vorherrschend. Da riefen sich die jungen Krieger die Nachricht jauchzend zu und umarmten sich vor Freude. Denn er war ihnen überdrüssig geworden der langweilige Dienst in der Garnison. Sie hatten ihre Zeit schon redlich ausgedient und waren heimgeschickt worden als schmucke Reservisten. Nun, wieder zu den Fahnen gerufen, sehnten sie sich auch Das anzuwenden, was sie in ihrer Dienstzeit gelernt hatten. Und die Zeitungen sprachen so viel von den Ungeheuren, so da Turkos und Zuaven geheißen, aber weit entfernt, durch die Nachrichten eingeschüchtert zu werden, sehnten die jungen Krieger sich viel mehr mit den „Bestien" handgemein zu werden, um ihnen zu zeigen, daß man vor bloßem Geheul nicht auszureißen brauche, und daß auch tüchtiges Mark in ehrlichen deutschen Knochen sei; vielleicht tüchtigeres, als in den Knochen des zusammengelaufenen Gesindels. Endlich aber mußte doch mal eine andere Zeit werden;

es mußte erst schlimm kommen, erst darunter und darüber gehen, ehe es besser werden konnte. Und dann war man am Ende immer noch ein junger Kerl, um von Herzen zu wünschen dasselbe zu erleben, was Vater respektive Großvater anno 13 — 15 erlebt hatte. Kurz, hier draußen jauchzte und jubelte Alles, weil es Krieg geben sollte.

Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Doch so manche junge Frau packte weinend die Habseligkeiten des Mannes, der ausgegangen war sein Haus zu bestellen, und wichtige Angelegenheiten zu ordnen. Denn morgen mußte die Einberufungsordre des Landwehrmannes kommen und dann blieb keine so übermäßig große Zeit mehr.

So war Leben, Bewegung und Unruhe in den Häusern und auf den Straßen.

In der Ressource hatte man die Zeitungen durchstudirt und nun gar keine übermäßig große Lust mehr zum edlen Skat. Der Kommerzienrath griff nach

seinem Hut, um die noch warme Nachricht den Seinigen zu bringen, und der Hofrath that ein Gleiches. Des Letzteren hatte sich eine eigenthümliche Aufregung bemächtigt, denn seines Neffen Fabrik lag am freien deutschen Rhein, den die Franzosen nur gar zu gern zum deutsch-französischen, zu ihrer Ostgrenze machten. Und ein großes Fabrikunternehmen auf dem Kriegsschauplatze hatte bei so ernsten Zeitläuften immer große Verluste zu gewärtigen, Grund genug, den Herrn Hofrath und Ritter mehrerer Orden etwas unruhig zu machen.

Auch Herr von Borczynsky hatte keine Lust mit sich selber Skat zu spielen. Er ging nach Hause, um, wie es seine Beschäftigung war, die Geschichte seines unglücklichen herabgekommenen Volkes zu studiren.

Der Kommerzienrath betrat sein prächtiges Haus und begegnete im Korridor dem Sanitätsrath Hölensleben. Das war um diese Stunde ein ziemlich seltener Besuch.

„Nun bester Rath, was verschafft meinem Hause zu so ungewöhnlicher Zeit die Ehre?"

„Ein kleines Unwohlsein des Fräulein Marie.

Etwas nervöse Aufregung, wie mir Ihre Frau Gemahlin sagen ließ."

Die beiden Männer stiegen die Treppe hinauf und der Kommerzienrath ließ es sich als zärtlicher Vater nicht nehmen, mit dem Arzte gleichzeitig jenes Gemach zu betreten, von welchem aus, wie der Leser weiß, Wettersfelde den St. Michaeldom aufnehmen wollte.

Mariechen lag im jungfräulich prächtigen Nachtkostüm im Bett, dessen Vorhänge halb zurückgezogen waren. Es schien wirklich, als ob sie nicht nöthig gehabt den Rath ihrer Freundin Wanda zu befolgen, da die zu simulirende Krankheit ohne ihr Gebot gekommen.

Schon seit einigen Tagen fühlte sie sich matt und angegriffen, eine Folge der fortgesetzten Aufgeregtheit, die bei einer so zart konstruirten Natur durch die Vorfälle der letzten Zeit hervorgerufen worden war. Sie sah recht bleich aus, als sie heute Abend zu Hause kam und als die besorgte Frau Mama auf ihre Frage nur einen Thränenstrom zur Antwort bekam, und sich nebenbei noch überzeugte, daß auf

der marmorbleichen Stirn des schönen Mädchens kalter Schweiß perlte, wurde natürlich die Patientin schnell zu Bett gebracht und nach dem alten Freund der Familie, dem Sanitätsrath, geschickt.

Der Arzt nahm seine gravitätische Amtsmiene an und untersuchte den Pulsschlag der Kranken, versprach ein Tränklein zu verschreiben, verordnete sonst Ruhe und Stille und versicherte die in einigen Tagen sicher erfolgende Heilung der kleinen Nervenaffektion mit einer Sicherheit, die mindestens einem Schwur bei den Fittigen des seligen Aeskulap gleich kam.

Der Sanitätsrath setzte sich dann an den zierlichen Damenschreibtisch und verschrieb ein Recept, während der Vater einen zärtlichen Kuß auf die Stirn seines Töchterleins drückte, worauf dann die sorgsame Mutter die Bettgardine zuzog.

Das Recept war geschrieben und die Männer schickten sich an, das Zimmer zu verlassen; doch konnte sich der Kommerzienrath nicht enthalten, wenn auch im Flüsterton den Arzt von der wichtigen Nachricht der Mobilmachung und demnächst zu erwartenden Kriegserklärung in Kenntniß zu setzen.

Die Frau Mama jedoch wie auch die Kranke, hatten ebenfalls die Nachricht vernommen. —

Auch der Hofrath war mit der Nachricht schnell zu den Seinen geeilt und während Emilie, die in der letzten Zeit viel Sinn für militärische Einrichtungen und militärisches Wesen gezeigt hatte, den Papa um die Zeitung bat, um den Befehl mit eigenen Augen zu lesen, sprach der Hofrath zu seiner Gattin sehr viel von den Besorgnissen wegen des Fabriketablissements am Rhein.

„Ist Cousin Gustav nicht Landwehroffizier?" fragte Emilie neugierig.

„Ja wohl," bestätigte der Hofrath, „doch muß er unter allen Umständen reklamirt werden und wenn ich selbst zu seiner königlichen Hoheit, unserm allergnädigsten Prinz-Regenten und Herrn reisen müßte."

„Wenn es nur nützt," sagte Emilie wichtig.

Der Hofrath wechselte schnell einen Blick mit seiner Gattin; es schien ja ein gutes Omen für seine Pläne zu sein, daß Emilie sich heute augenscheinlich um den Vetter Gustav und um die Pflicht desselben, als Vaterlandsvertheidiger und Landwehroffizier, so

angelegentlich bekümmerte. Auch wollte der Hofrath einen besorgnißverrathenden Tonfall in der schlichten Frage: „Wenn es nur nützt,“ vernommen haben.

Die Gelegenheit war günstig um die Herzensmeinung seiner Tochter zu erfahren. Er räusperte sich deshalb und begann dann eine feurige Lobrede auf das warme, volle, schöne Leben am freien, deutschen Rhein zu halten, indem er schließlich seine Absicht kund that, nach beendigtem Feldzuge von der Ostgrenze nach der Westgrenze Deutschlands überzusiedeln. Darauf wurde der alte Herr ganz übermäßig zärtlich gegen seine Tochter, faßte sie beim Kinn und fragte plötzlich, ob sie denn nicht heirathen wolle, und wie es um ihr Herzlein bestellt sei.

Diese unerwartete Frage verfehlte ihre Wirkung keineswegs, und Emiliens Gesicht sah aus, als sei es mit Karmin überzogen worden.

„Aha,“ schmunzelte der Hofrath, „steht es so? Nun, Du bist ja immer mein gutes liebes Töchterchen gewesen und weißt ja, daß ich Deinen Wünschen nie entgegen war. Du sollst vollständig frei wählen können und nach allem Anschein hast Du ja auch schon gewählt.“

Da schlich sich wie ein Blitz ein energischer Gedanke in das Herz des jungen Mädchens. Die Entschlossenheit der stolzen Polin hatte sie angesteckt und die Lehren derselben waren auf recht fruchtbaren Boden gefallen.

„Ich nehme Dich beim Wort, lieber Papa," antwortete sie, dem lieben Papa mit einem herzlichen Kuß für seine freundliche Bereitwilligkeit lohnend.

„Nun, nun, ich bin ja immer Dein guter Vater gewesen. Also der Gustav hat sich in dies kleine Herz eingenistet?"

„Der Gustav?" fragte Emilie, „den habe ich ja kaum dreimal im Leben gesehen."

„Und wer denn sonst?" fragte der Papa weiter, indem er mit sichtlichem Mißbehagen an sein gegebenes Versprechen gedachte.

Nun erzählte das erröthende Mädchen Alles, erzählte von Sulzen, wie sie sich kennen gelernt, von ihrer gegenseitigen Liebe u. s. w.

Die Mutter, eine stille, sanfte Frau, die gewöhnt war, den Willen ihres Mannes stets zu dem ihrigen zu machen, lauschte mit Freude den Worten des ein=

zigen geliebten Kindes; nur der Vater legte seine Stirn in ernste Falten. Hätte er nur vorhin nicht so voreilige Versprechungen gegeben.

„Das also erfahren die Eltern zu allerletzt?“ fragte er, bemüht einen möglichst strengen Ton in die Frage zu legen.

„O sei nur nicht böse, mein liebes, gutes Väterchen,“ schmeichelte nun Emilie. „Sulzen hat es Dir schon lange sagen wollen, aber ich selber hielt ihn davon ab, weil ich gewisse andere Pläne von Dir fürchtete und eine abschlägige Antwort besorgte. Nun aber wird er wohl in den nächsten Tagen erscheinen, denn er sagte, daß er, im Falle es so weit käme, nicht ins Feld rücken wollte ohne Gewißheit zu haben, sagte auch, daß er entschlossen sei keinem Nebenbuhler zu weichen, so lange er sich meiner Liebe versichert halten könne.“

Und dabei küßte sie den Papa wieder so zärtlich, daß ihm ganz warm ums Herz wurde. Und dann ging sie zu dem lieben, trauten Mütterlein und küßte sie noch weit herzlicher, da sie wohl wußte, daß das Mutterherz der natürliche Verbündete ihres Herzens

sei. Die Mutter aber sprach: „Du bist aufgeregt, mein Kind, gehe zur Ruh und laß mich mit dem Vater allein.“

Emilie ging, und was der Herr Hofrath nebst Frau Gemahlin noch besprochen, wollen wir zur Zeit nicht belauschen. Eins aber kann ich meinen Lesern versichern: der Hofrath schlief erst lange nach Mitternacht ein, denn trotz seines Patriotismus und der Opferfreudigkeit, mit welcher er eine bedeutende Summe zu der kürzlich erst ausgeschriebenen freiwilligen Anleihe gezeichnet hatte, mußte er immer und immer wieder an die bedenklichen Folgen denken, welche die Nachricht auf die Börse haben mußte, und zweitens ging ihm die Fabrik am Rheine nicht aus dem Sinn.

„Hätte ich nur mehr Töchter,“ seufzte er, „ich wollte ihnen schon die Wege versperren hinter meinem Rücken Liebschaften anzuknüpfen. Aber — aahh — geschehen — und wieder gähnte er — ist einmal geschehen — aahh!“ — Mit dem letzten aahh, war er endlich hinüber geschlummert ins schöne Reich der Träume.

Emilie war ebenfalls noch auf, als der Familienrath, abgehalten von Vater und Mutter, tagte. Sie

saß an ihrem Schreibtisch und schrieb einen langen, langen Brief. Nach diesem kamen einige kürzere Schreiben für die Freundinnen, die doch benachrichtigt werden mußten, in welches Stadium das zarte Verhältniß getreten sei. Erst nachdem ihr Mädchen bei allen Heiligen, und zum Schluß bei ihrer jungfräulichen Ehre geschworen hatte, durch Johann die Briefe richtig besorgen zu lassen, suchte auch Fräulein Emilie die Ruhestatt auf, auszuruhen nach diesem verhängnißvollen Tage.

Am andern Morgen gegen neun Uhr brachte Emiliens Kammerjungfer die Nachricht von der Krankheit des Fräulein Kollermann. Emilie mußte natürlich glauben, daß der erste Akt der Komödie begonnen und nahm die Nachricht gar nicht mit derjenigen Angst auf, die, nach der Freundschaft ihrer Herrin mit der Patientin, das Mädchen eigentlich erwartet hatte. Als aber die Toilette beendet war, warf sich Emilie das Sommermäntelchen um, und eilte zu Kommerzienraths, schon deshalb um den heute Morgen abgesandten Brief nicht in unrechte Hände kommen zu lassen.

Das Krankenzimmer war in künstliche Dunkelheit versetzt und außer der Kranken befanden sich zur Zeit noch die Frau Rath nebst einer Wärterin darin. Marie hatte in der Nacht viel phantasirt und diese Phantasien waren so eigenthümlicher Art gewesen. „Die zweite Eskadron vor.“ „Lieutenant von Wettersfelde seien Sie vorsichtig.“ Ha, wie er angebraust kommt.“ „Ha, hah er fällt.“ Laßt mich, laßt mich, ich muß hin.“ „Nimm o Welt die letzten Abschiedsküsse.“ — (Auch Marie kannte ihren Schiller.) — So ungefähr waren die Fieberträume gewesen.

Und dann war sie wieder auf Anderes gekommen. „Die Mutter ist so gut, so sehr gut.“ „Aber sie hat ihn in den Tod gejagt.“ In den Tod und mich dazu.“ Dann hatte sie das Gesicht mit den Händen bedeckt, um bald wieder in andere Träumereien und Phantasien zu verfallen.

Die Mutter wachte die ganze Nacht bei ihrem letzten Kinde, und man kann sich denken, welche Qualen sie beim Anhören der abgerissenen Sätze empfinden mußte.

„O,“ seufzte sie leise, „ich sehe ein, daß Menschen-

Hände zu schwach sind, in die Räder des Schicksals mit Erfolg einzugreifen. Hätte Gott mir mehr Kinder gegeben, keines, nein kein einziges sollte Anfechtungen erfahren in seinen Herzensangelegenheiten."

Das waren andere Worte, als jene, die wir vom Hofrath, kurz vor dem Einschlafen, mit anhörten. So verschieden sind die Ansichten in dieser schwachen Welt der Unvollkommenheit!

Als gegen Morgen sich immer noch keine Abnahme der erwähnten Aufgeregtheit zeigen wollte, beschlich die Frau Mama wirklich die Angst, daß ein Nervenfieber im Anmarsche, wenn nicht schon wirklich da sei. Der Sanitätsrath wurde deshalb wieder herbeschieden.

Der alte Herr lauschte längere Zeit den Fieberphantasieen und schüttelte mit dem Kopfe, er fühlte an den Puls und schüttelte wieder mit dem Kopfe. Dann drang er mit jenem eigenthümlichen Befehltone, der alten Hausärzten eigen ist, in die Frau Rath, ihm ohne Rückhalt die Vorfälle der letzten Tage zu erzählen, da er durchaus seine Heilmethode danach einrichten müßte.

So ging denn die Frau Kommerzienrath zur Beichte mit dem Arzt in ein Nebenzimmer, da die Wärterin doch nicht Alles zu hören brauchte.

Der Sanitätsrath, ein jovialer Herr, war wie die meisten seiner Kollegen ein ungemeiner Freund vom Heirathstiften. Er konnte sich also nicht enthalten, der Dame erst eine kleine Strafpredigt wegen der Weigerung bei Wettersfelde's Antrag angedeihen zu lassen, ehe er fragte ob sie denn eine auffallende Veränderung in Wesen und Aussehen der Kranken seit jenem wichtigen Tage bemerkt habe. Die Frau Rath konnte nicht umhin zu gestehen, das Marie allerdings etwas blässer geworden sei und manchmal von ihr mit Thränen im Auge überrascht wurde. Nun erkundigte sich der Doktor noch nach den ersten Symptomen der Krankheit, und die Frau Rath gestand ihm offen, daß die Kranke von dem Gespräch der Männer gestern Abend das Wort „Mobilmachung" verstanden, und sie, die Mutter, dann gefragt habe, ob denn wirklich mobil gemacht werde, worauf sie, nichts Böses ahnend, mit ja antwortete, und daß von dem Augenblicke an die Krankheit in jenes beängstigende Stadium getreten

sei. Da lächelte der alte Arzt schmunzelnd vor sich hin, verschrieb noch etwas, und versprach der ängstlich harrenden Mutter in spätestens drei Tagen vollständige Herstellung der kranken Tochter. Der Doktor hatte seinen Plan vollständig gemacht und freute sich ungemein auf die Entwickelung des Dramas, in dem er so zu sagen die Rolle des Intriguanten spielte. Er versprach dann im Laufe des Vormittags wieder zu kommen und ging mit einer Miene fort, daß die Frau Kommerzienrath gar nicht wußte, was sie denken sollte.

Da nun nach dem zweiten Tränklein die Patientin wirklich ruhiger ward, begab sich auch die Mutter in ihr Zimmer, um einige Stunden wenigstens der Ruhe zu pflegen. Sie war erst vor einigen Minuten ins Krankenzimmer zurückgekommen, als Emilie eintrat.

Marie schlief verhältnißmäßig ruhig und Emilie war ziemlich überrascht, an den Medicinfläschchen und sonstigen Vorrichtungen zu bemerken, daß die Krankheit doch etwas mehr als eine fingirte bedeuten mußte. Die Mutter erzählte, so viel ihr eben nöthig däuchte, der Freundin ihrer Tochter. Emilie empfand einige

Gewissensbisse, da sie mit Wanda vereint den Rath des Krankstellens gegeben, und also für die sanfte Marie das Schicksal herausgefordert hatte. Dann ließ sie sich ihren Brief wieder einhändigen, der zum Glück von der Mutter noch nicht erbrochen war, und verließ mit dem aufrichtigen Wunsche einer recht baldigen guten Besserung das Krankenzimmer, um auch Wanda von dem bedeutenden Ereignisse Kunde zu bringen.

Gegen elf Uhr kam der Sanitätsrath. Marie lag erwacht da, doch mit jenem eigenthümlichen Schimmer im Auge, der den Nervenkranken eigen.

Sie erkannte aber sowohl die Mutter als den Arzt. Der Doctor untersuchte — conditio sine qua non — den Puls mit richtiger Amtsmiene, nickte zufrieden und sprach seine Befriedigung über die Wirkung der Medizin aus. Dann sagte er mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes: „Ich bringe Ihnen einen herzlichen Gruß, Mariechen; einen Gruß, der Ihnen angenehm sein wird. Soeben traf ich den Lieutenant von Wettersfelde von der zweiten Schwadron der schwarzen Husaren. Er erkundigte sich bestürzt nach Ihrer Krankheit, und da ich ihm sagte,

daß es ein bald gehobenes Nervenleiden sei, so läßt er von ganzem Herzen gute Besserung wünschen und sich Ihnen und den Ihrigen bestens empfehlen."

Bei diesen Worten lächelte die Mutter freundlich nickend der Tochter zu. Die Wirkung der Worte des Arztes und des Benehmens der Mutter war eine außerordentliche. Der Ausdruck des Auges der Kranken wurde ein freudiger, sie lächelte selig und nur etwas matt und müde. Zwei Minuten später schlief sie wieder, aber ohne wilde Träume und Phantasien. Hin und wieder nur flüsterte sie einen Namen, den zu errathen wir schon dem Scharfsinn und der Phantasie unserer Leser überlassen müssen.

Im Zimmer des Kommerzienraths aber war ein kleines Frühstück aufgetragen und der Sanitätsrath schlürfte mit Wohlbehagen den berühmten Wein mit der Devise: „nullum vinum nisi hungaricum," welchen der Keller seines Wirths in vorzüglicher Güte zu enthalten pflegte.

„Und ich sage Ihnen nochmals, werther Freund, Mariechen ist morgen gesund, wenn Sie es so machen, wie ich Ihnen sagte."

„„Versteht sich, lieber Kollermann, den Brief mußt Du gleich schreiben. Und vergiß nicht zu erwähnen, wie sehr ich mich freue, die Bekanntschaft meines zukünftigen Schwiegersohnes so bald als irgend möglich zu machen. Hörst Du?““

„Nach dem ersten Briefe wird mir der zweite sehr schwer,“ meinte der Kommerzienrath. „Wäre es nach mir gegangen, so wären die Umstände alle nicht nöthig gewesen und unsere Marie nicht krank geworden.“

„„Aber es hilft doch nun nichts, lieber Mann,““ begütigte die Frau Rath. „„Geschehen ist geschehen und der heutige Brief macht Alles wieder gut.““

„So?“ fragte der Kommerzienrath. „Lieutenant Wettersfelde hat seit der Zeit weder geschrieben, noch sich sehen lassen. Und wenn er auch gestern Abend, als ich in die Ressource ging, sehr höflich grüßte, so ist das keine Bürgschaft dafür, daß er das Verhältniß nicht als ganz abgebrochen betrachtet. Was dann machen! Mein Kind möchte ich Niemand aufdrängen.“

„Alter Freund,“ fiel nun der Arzt ein, „lernt doch erst Menschen kennen. Ist Wettersfelde stillschweigend zurückgetreten, nun so muß Mariechen auch

ohne ihn gesund werden, und kann noch froh sein, keinen Mann zu bekommen, dessen Liebe nicht einmal vierzehn Tage überdauert. Daß er aber dann keinen leichtsinnigen Gebrauch von dem Briefe macht, dafür werde ich sorgen. Und ist er nicht zurückgetreten, dann ist Alles gut. Und das Letztere glaube ich, wenn der Junge nicht aus der Art geschlagen ist; solches Benehmen würde meinem alten biedern Freunde Wettersfelde auch gerade keine Freude machen. Also frisch an's Werk und den Brief geschrieben. Doch nun muß ich gehen."

„Doctor, noch ein Glas!? rief der Kommerzienrath.

„Auch keinen Tropfen. Denkt ihr mich in schlimmer Verfassung meinen übrigen Patienten zu übersenden? Macht nur, daß die Geschichte in's Reine kommt. Bei der Verlobung trink' ich eher noch ein Glas und bei der Hochzeit noch eins mehr."

„„Hochzeit, bester Herr Rath, die steht noch in sehr weitem Felde," bemerkte Frau Kommerzienrath Kollermann." Bedenken Sie doch, es wird ja Krieg und das stimmt mich recht wehmüthig.""

„Nun, alle Kugeln treffen nicht und ein Bräutigam hat eo ipso schon einen Talisman bei sich. Sorgen Sie für Ruhe im Krankenzimmer und kaufen Sie Leinewand zur Ausstattung. Adieu.“

Und der Wagen des Sanitätsraths rollte weiter zu anderen Patienten.

Es mochte bald zwölf Uhr sein, als unser Freund Wettersfelde vom Exerziren heimkehrte. Er hatte sich sehr ärgern müssen an den Rekruten, die nun bald in's Feld rücken sollten, und aus dem Sattel unter aller Würde schossen. Auch das Fechten befriedigte den ritterlichen Offizier durchaus nicht. Ja er hätte fast geflucht, wenn es nicht gegen seine Würde, als unglücklich Liebender, gewesen wäre. So verschluckte er die „Donnerwetter“ und machte nur eine grimmige Grimasse dazu. Selbst die „Himmelhunde“ gingen nicht über seine Lippen und lösten sich auf in wohlgefällige Aaahs und Ooohs. Zu Hause angekommen, warf er sich auf's Sopha, ergriff dann die vom Buchhändler gesendeten Noten und blätterte anscheinend unbefriedigt darin. Mit einem ärgerlichen „Schund, nichts als Schund,“ warf er die fein gestochenen Pa-

piere auf den Tisch und setzte sich an seinen Flügel. Er phantasirte und spielte längere Zeit, bis er endlich in jenes schöne Lied überging, dessen Text die hochachtbare Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn schwärmerisch gesungen:

„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein.“

tönte es in schmelzendem Tenor durch die Stube. Das Lied war ausgesungen und alle Gegenstände des Lieutenantszimmer ließen sehnsuchtsvoll die Köpfe hängen. Die Kommode seufzte fast vernehmlich. Der Lieutenant ging in eine andere Tonart über und durch die Stube klang das schöne Lied, das unsere Väter zur Guitarre schon gesungen haben, als sie in ähnlicher Lage wie unser Freund, und deshalb auch wahrscheinlich in ähnlicher Stimmung waren:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.“

Da klopfte es leise an die Thüre. Der Lieutenant war in Spiel und Gesang vertieft und hörte

nicht. Es klopfte etwas stärker; „von der Niemand nichts weiß," klang es in der Stube. Nun klopfte es stark: „Herein, zum Kreuz — aah."

Der Livréebediente des Kommerzienraths, mit weißbaumwollenen Handschuhen (wir schreiben ja Sommer) angethan, betrat das Zimmer.

„„Eine schöne Empfehlung an den Herrn Lieutenant vom Herrn Kommerzienrath Kollermann und hier schickt er einen Brief an den Herrn Lieutenant. — — Es ist wichtig hat der gnädige Herr gesagt,"" schloß Johann seinen inhaltschweren Sermon, indem er als schlauer und gewitzter Bedienter pfiffig lächelnd zu dem Herrn Lieutenant aufsah.

Wettersfelde betrachtete den Brief und den Diener, und den Diener und den Brief. Die Botschaft kam wirklich so unerwartet, daß der Lieutenant erst auf die dritte Frage Johann's „ob er etwas zurückzubestellen habe," der Situation sich bewußt wurde und mit einem Achtgroschenstück und seiner Empfehlung an den Herrn Kommerzienrath den Burschen entließ. Auf dem Korridor legte Johann sein Gesicht in mißbilligende Falten. „„Verkehrte Welt das,"" murmelte

er. „„Für den ersten Brief, den Absagebrief, einen Thaler, und für diesen unbezahlbaren acht Gutegroschen. Wenn's noch umgekehrt wäre.""

Man sieht, Johann war ein schlauer Diener, der mit den Vorkommnissen in seinem Herrschaftshause immer au fait war.

Der Lieutenant besah sich den Brief noch einmal von allen Seiten, blickte schwärmerisch gen Himmel und legte sich auf's Sopha, seinen Lieblingsplatz bei wichtigen Denkarbeiten. Er erbrach ihn endlich und las:

„Mein sehr geehrter Freund!"

Mit Freude und zwar ungeheuchelter, großer Freude kann ich diesmal meinen Brief schreiben. Je kürzer eine gute Nachricht, um so inhaltsschwerer ist sie in der Regel; auch dieser Brief ist kurz. Unser Töchterchen, zur Zeit an einer kleinen Nervenaffection leidend und bettlägerig, scheint Sie, lieber junger Freund, ebenso wahr und innig zu lieben, wie Sie Ihr Gefühl für dieselbe mir schilderten. Meine Frau und ich haben beschlossen, Ihrer Verlobung Nichts in den Weg zu legen, und sind

gesonnen, dieselbe zu veröffentlichen, so wie unsere Tochter genesen ist. Das dürfte allerdings nicht mehr lange dauern.

Meine Frau sehnt sich die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, und bittet Sie mit mir vereint, uns bald, so bald als es angeht, die Freude Ihres Besuchs zu Theil werden zu lassen.

Mit Hochachtung und Liebe

Ihr

Aug. Ferd. Kollermann,

Commerzienrath.

Der Lieutenant hatte diesen Brief halblaut gelesen und nicht bemerkt, daß während der Zeit die Thür leise geöffnet wurde und ein stattlicher ältlicher Herr eintrat, der wie ein alter Bekannter sich ohne Umstände auf einem der Stühle niederließ und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

Unser Freund las nun, wie es wohl Jeder in seiner Lage gethan hätte, den Brief nochmals vom Anfang bis zum Ende durch — diesmal leise — legte ihn dann auf die Noten, die den Sophatisch bedeckten und schaute sinnend zur Decke des Zimmers.

Er bemerkte den Eintretenden immer noch nicht, und dieser schien Lust zu haben noch ein Weilchen den stummen Beobachter zu spielen.

„Herr Kommerzienrath, Sie denken, ich ahne den Zusammenhang nicht," begann Wettersfelde. „O wohl! Fräulein Marie wird krank aus Liebe — geht andern Menschen fast auch so — und nun muß ich her als Medikament. Und wenn ich nun Nein sage, wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelte, was dann?"

„„Das wirst Du nicht thun,"" sagte der fremde Herr ruhig.

Wettersfelde sprang auf und eine Sekunde später lagen sich Vater und Sohn in den Armen.

„„Bist Du nicht recht bei Trost, Junge,"" begann der Vater den Sohn abzukanzeln, „„willst nun Nein sagen und schreibst mir vor drei Tagen einen so kläglichen Brief, daß ich anspannen ließ und fuhr, was die Pferde nur laufen konnten, immer in der trüben Hoffnung, Du würdest während der Zeit schon ein unglückseliger Nachfolger des seligen Werther geworden sein. Ich eile her um die Geschichte selber in Ordnung zu bringen, um diesen Engel, wie Du

schreibst, kennen zu lernen, freue mich, trotz meiner Betrübniß wegen des Wertherschicksals, auf meine doch immer noch mögliche zukünftige Verwandtschaft mit den himmlischen Heerschaaren und Du willst Nein sagen?""

Ob Scherz, ob Ernst konnte man aus dieser väterlichen Rede nicht heraushören. Doch der Lieutenant begann reumüthig: „Wenn Du mein Selbstgespräch gehört hast (Ja, und auch den Brief, fiel Wettersfelde senior ein) gut, so sage ich Dir offen und ehrlich, daß (daß? fragte der Alte aufgeregt) daß ich durch den Brief des Kommerzienraths (der Alte stand auf Kohlen) der glücklichste aller Menschen geworden bin."

„„Hurrah!"" schrie der Vater und schloß den Sohn in seine Arme. „„Und nun sage mir, Hans, hast Du noch Dienst?""

„In der Schwadron nicht, aber in einer Viertelstunde ist Paroleausgabe und da wäre es möglich —"

„„Ruf' Deinen Burschen und sende ihn mit meinen besten Grüßen zum Adjutanten. Ich lasse bitten, Dich heute dienstfrei zu lassen.""

Wettersfelde, seinem Burschen nicht übermäßig viel Bestellungstalent zutrauend, war schon zum Schreibtisch getreten und hatte ein Briefchen geschrieben. Der Bursche eilte fort und kam in zehn Minuten mit des Adjutanten Empfehlung und den Wünschen besten Vergnügens zurück.

„Und nun Toilette machen," rief Wettersfelde senior mit jugendlicher Heiterkeit. „Ich bin im guten Wagen bis hierher gefahren und Friedrich setzt ihn eben im Hôtel in guten Stand, um uns in einer halben Stunde zum Kommerzienrath zu fahren."

Während dieser Zeit hatte der ältliche Herr aus einer kleinen Reisetasche alle Ingredienzen zur Staatsvisite herausgeholt, der Lieutenant badete sein Gesicht und sprang umher nach seinen Galakleidern, schalt, daß die silbernen Sporen nicht blank genug waren und fand die Todtenköpfe auf der Bärenmütze unverantwortlich blind.

Nach einer guten Viertelstunde standen Vater und Sohn im Feierkleide da, und ärgerten sich, daß Friedrich immer noch nicht mit dem Wagen kam. Endlich ertönte ein heute selbst dem musikalischen

Ohre unseres Freundes harmonisch klingendes Rasseln und der Staatswagen hielt vor der Thür.

Fünf Minuten später stiegen Vater und Sohn die Treppe zum Kommerzienrath hinauf.

O, wie freute man sich gegenseitig und wie glücklich war man. Fast hätte man den glücklichen Bräutigam im Triumph zur Braut geleitet, wenn der Arzt nicht eben durchaus Ruhe angeordnet hätte. Wahrhaftig entzückend aber fand man es, daß der zukünftige Herr Vetter, Wettersfelde senior nämlich, auch in die Stadt gekommen sei.

Natürlich mußten die Herren zu Tisch bleiben. Auch zum Sanitätsrath war eine schleunige Einladung geschickt worden und er erschien mit einem Gesicht, in welchem jedes Fältchen, jeder Zug deutlich zu sagen schien: „Sagt' ich's nicht gleich? Wendet Euch nur stets in solchen Fällen an mich.“

Gegen Abend saß Mariechen in ihrem Bette. Das Gesicht war allerdings noch sehr blaß, aber aus dem Auge jeder Zug entschwunden, der auf ein Wiederkehren des bösen Nervenfieberanfalls hätte schließen lassen. In ihren Händen hielt sie den ersten offiziellen

Liebesbrief, den Wettersfelde noch in der Stube des Papa Kommerzienraths schrieb, ehe er sich mit seinem Vater empfahl. Und der Sanitätsrath hatte nicht nur die Abgabe des Briefes nicht verboten, sondern eben von derselben erwartet, daß sie viel zur Heilung beitragen werde. Er gehörte zu den Aerzten, die hin und wieder nach dem Spruche venena venenis handeln, — — doch nein, „Gift durch Gift“ kann man wohl in diesem Falle nicht gut sagen! — —

An demselben Tage ward durch Zustimmung der Eltern noch ein zweites Brautpaar creirt.

Der geneigte Leser erinnert sich, daß Emilie den gestrigen Abend, nachdem sie ein offenes aber keineswegs reumüthiges Bekenntniß vor ihren Eltern abgelegt hatte, damit zubrachte, verschiedene Briefe zu schreiben. Darunter war auch, wie schon gemeldet, ein sehr langer, und dieser trug die Adresse Sulzen's.

Das Regiment, bei dem Sulzen stand, machte aber am andern Tage einen Uebungsmarsch und kehrte erst nach ein Uhr zurück. Sulzen fand den Brief in seiner Stube vor, erbrach ihn und faßte sofort den Entschluß die Rathschläge seines Bräutchens zu be-

folgen, das heißt heute noch in aller Form Rechtens um die kleine Hand der Tochter des Hofraths anzuhalten. Leider war die Zeit schon so weit vergeudet, daß er auf die zweite Visitenstunde, also bis um vier Uhr, warten mußte.

Er ging deshalb ruhig nach dem Offizierspeisesaal im Fort No. 5, konnte aber doch seine Gefühle so wenig bemeistern, daß nähere Bekannte ihn bald nach der Ursache seines freudigen Gesichtsausdrucks fragten. Die ausweichende Antwort nutzte durchaus nichts, denn da er eine Flasche Champagner bestellte und seine Nachbarn zur Rechten und Linken freundlich dazu einlud, so kamen schwachsinnige Köpfe bald auf die Idee, daß heut sein Geburtstag sein müsse, wenn nicht gar noch ein wichtigerer Tag, den man zwar nicht nannte aber mit bedeutsamen Lächeln ahnen ließ. Man begnügte sich mit dem Geburtstage, gratulirte von allen Seiten, und da Sulzen schlau genug war die Gratulation anzunehmen, und außerdem die Kameraden alle auf nächstens zur Geburtstagsbowle einlud, so erfolgte nur noch eine begeisterte Akklamation und bald kam das Gespräch wieder auf die Mobil-

machung und den demnächstigen Feldzug, und Jeder, der sein Scherflein zur Unterhaltung beitrug, ließ deutlich merken, daß ein Blücher oder Gneisenau in ihm verborgen schlummere, der nur der weckenden Stimme bedürfe.

Die Tafel war vorbei und Sulzen schlenderte nach seinem Quartier. Die Zeit bis zur Visitenstunde (es war schon fast halb drei) wurde ihm entsetzlich lang. Er wollte lesen und begriff schon nach der ersten Seite nicht, wie man solch langweiliges Geschreibsel in die Welt schicken könne. Er ging an's Klavier, doch wollte ihm heute durchaus keines seiner Bravourstücke gelingen. Endlich legte er sich in's Fenster, fand aber schon nach einigen Minuten, daß das Auf-die-Straße-schauen eine grausam geisttödtende Arbeit sei.

Nun schlug es drei. Sulzen rief seinen Burschen und befahl den besten Rock, Helm No. 1 und den neuen zierlichen Degen in den propersten Zustand von der Welt zu setzen. Nun begann er selber seine Toilette und weil er immer und immer wieder auf die Uhr sah, so kam er in ganz undenkbar kurzer Zeit in den schönsten Galaanzug. Noch nie, däuchte ihm

war er so schnell fertig geworden. Schon fünf Minuten vor vier Uhr stand er am Hause des Hofraths Balzer.

Der Leser erlasse mir freundlichst ihm eine Scene zu schildern, wie er sie gewiß schon dutzendmale gelesen hat. Der Herr Hofrath war natürlich sehr erfreut und geschmeichelt, und da er auch schon vernommen, daß seine Tochter im Voraus Ja gesagt (bei welchen Worten der alte Herr sich sichtlich Mühe gab recht schelmisch auszusehen), und er seiner Emilie noch gestern Abend versprochen habe, ihr in diesem Punkte vollständig freie Hand zu lassen, so stehe der Verlobung durchaus nichts entgegen. Und sie schüttelten sich die Hände und küßten sich. Die letzten zwanzig Worte hatte der Hofrath mit einem eigenthümlichen Tonfall gesprochen; da uns aber der gütige Leser nicht verwehren wird von allen Menschen das Beste zu denken, so nehmen wir an, daß es eine freudige Aufregung gewesen sei, die diesen Tonfall erzeugte.

Emilie wurde gerufen und die Mama, und die Freude war sehr groß. Der Papa ließ eine Flasche und dann noch eine heraufholen, denn er selber trank

recht tüchtig. Ja nach einiger Zeit kam er sich ordentlich glücklich in seiner Eigenschaft als Brautvater vor und flüsterte seiner Gattin einmal in's Ohr, „daß es doch recht merkwürdig sei, wie schnell die jungen Leutchen sich in ihre Rolle gefunden hätten. — Die müssen gute Vorstudien gemacht haben," schloß er nun aber wirklich schelmisch, und trank noch ein Glas.

Da brachte der Bediente einen Brief herein, der den Poststempel „Köln" trug. Den Hofrath beschlich ein eigenthümliches Gefühl als er las:

„Die Verlobung unserer einzigen Tochter Wilhelmine mit dem Fabrikbesitzer Herrn Gustav Brandensleben, Lieutenant im soundsovielsten Landwehrregiment, beehren wir uns hiermit ergebenst anzuzeigen.

vom Rothenberge, General a. D."

Nun klärten sich die Züge des Rathes auf wie der liebe Himmel nach einem Junigewitter und er that den Seinen das fröhliche Familienereigniß kund. Er wechselte dabei einen bedeutsamen Blick mit seiner Gattin und konnte deshalb nicht bemerken, daß auch Sulzen mit seinem Bräutchen einen gleichen Blick austauschte.

Sulzen hatte heute weder Wettersfelde noch Schwarzach gesehen, ebenso war es dem Husarenoffizier mit seinen beiden Freunden ergangen. Was werden die beiden morgen sagen, dachte Sulzen, als er im Auftrage seines zukünftigen Schwiegervaters bald nach empfangenem Jawort die Annonce für die am andern Morgen erscheinende Zeitung des Ortes schrieb.

Was werden Sulzen und Schwarzach sagen, dachte Wettersfelde, als auf sein dringendes Bitten Papa Commerzienrath, zwei Stunden eher als der Hofrath, eine Annonce freudigen Inhalts nach der Expedition der Zeitung sendete.

Abends war die Skatpartie wieder zusammen. Keiner der Brautväter sagte dem andern ein Wort von dem fröhlichen Ereigniß, sondern jeder dachte: „die Augen, wenn Der's morgen in der Zeitung liest.“

Ich verfehle beim Schluß dieses Abschnittes nicht, meinen Lesern mitzutheilen, daß auch der „Neuen Preußischen Zeitung“ dem offiziellen „Moniteur“ für militärische Familiennachrichten (oder Kreuzzeitung, wie sie sich lieber schreibt) die betreffenden Verlobungs-

anzeigen, zur gefälligen Verbreitung übersendet worden waren.

Die Artillerie hat bekanntlich keine Landwehr ersten Aufgebots. Die abgehenden Reservemannschaften bleiben in diesem Verhältniß, bis sie nach im Ganzen zwölfjähriger Dienstzeit in's „zweite Aufgebot" übertreten. Ob das nach der neuen Organisation des Preußischen Kriegsheeres ebenso noch ist, kann ich meinen freundlichen Lesern nicht mittheilen, da ich den Rock des Artilleristen schon lange ausgezogen habe und wie mein „Militärisches Bilderbuch" mittheilt, dem ehrenwerthen Stande der Invaliden angehöre. Es ist seit der Zeit Manches anders geworden, damals hießen wir noch Regiment, und herzlich habe ich mich über die Kabinetsordre gefreut, die den alten würdigen Titel „Brigade" bei der Artillerie wieder einführte. Wollte Gott, die Artillerie bekäme auch ihre Bombardiere wieder, die sich jetzt in „Ober-Gefreite" umgewandelt haben. Mit Wehmuth schaue ich mir jetzt die Artillerie-Batterien und Compagnien an, und suche vergebens nach Kameraden, die, so wie wir gethan, die goldene Armtresse ohne Kragenver-

zierung tragen. Selten, sehr selten, daß noch ein alter Herr — bei der reitenden Artillerie vielleicht eher noch —, im Schmuck der Bombardiere reitet, als Memento mori für die ganze ehrsame Zunft. —

Die Artillerie war also seit Eintritt der Kriegsbereitschaft eigentlich schon mobil. Und dennoch gab es jetzt nach der Mobilisirungsordre noch eine Unmasse von Arbeit. Der Laie kann sich den Troß bei einem mobilen Artillerie-Regiment gar nicht vorstellen. Hat doch das mobile Regiment mit seinen Feuerwerks-, Munitionskolonnen u. s. w. u. s. w. allein fast noch einmal so viel Pferde als ein mobiles Cavallerie-Regiment! —

An dem Tage der glücklichen Verlobung unserer Freunde Wettersfelde und Sulzen, war Schwarzach zum Commandeur einer Munitionskolonne ernannt worden. Die Uebernahme des neuen Commandos und seiner Kolonne beschäftigten den ehrenfesten Artillerie-Premier den ganzen Nachmittag und auch fast den ganzen folgenden Tag. Als er ermüdet um drei Uhr Nachmittags (um 5½ früh war er zum Dienst fortgeritten) nach seiner Wohnung

kam, überbrachte ihm sein Bursche zwei Nummern der heutigen Zeitung, die mit je einem Briefe abgegeben worden waren.

Schwarzach erbrach den ersten Brief. Er war von Sulzen und lautete:

„Lieber Freund!

Gestern hatte ich unmöglich Zeit, Dich zu sprechen, und heute Morgen warst Du bereits ausgeritten, als ich auf einige Augenblicke Dich zu besuchen gedachte. Ich schicke Dir die Nummer der heutigen Zeitung und habe eine, für mich nicht bedeutungslose Stelle mit einem Rothstiftstrich versehen. Näheres mündlich heute Nachmittag. Dein

Sulzen."

Schwarzach gab sich keine Mühe, das Zeitungsblatt zu entfalten, sondern griff nach dem zweiten Briefe. Wettersfelde schrieb:

Lieber alter Freund!

Die Rosen am Saron sind gar nichts gegen den Klee der Amtswiese dort vor mir, und hätte Freund Heine das einfache liebliche Gänseblümlein vor meinem Pferdestall gesehen, er hätte nicht so

viel von Lotosblumen geschwärmt und gesungen. Sicher, lieber Schwarzach, ich bin davon fest überzeugt. Du glaubst gar nicht, wie schön mein Flügel jetzt stimmt, und daß mein Rappe Dir nächstens die Schlummerarie aus dem Freischütz vorsingt, davon kannst Du fest überzeugt sein. Ich bitte Dich, stimme Dein Cello zur würdigen Begleitung.

Ich bin Bräutigam, werther Herr Premier von der Artillerie, zur Zeit aber noch ohne Braut, so zu sagen. Denn da mein Liebchen bettlägerig krank ist, so habe ich ihr den feierlichen Verlobungskuß noch nicht geben können. Dieser herzerhebende Moment wird erst bei der Genesung in Scene gesetzt werden. Zur besseren Beglaubigung schicke ich Dir anbei ein Exemplar der heutigen Zeitung, das ich Dir heute Morgen selbst gegeben, wenn ich Dich zu Hause getroffen hätte. Uebrigens komme ich heute Nachmittag, denn daß ich gestern nicht kommen konnte, wirst Du, obgleich unverlobt, mit Deinem im Allgemeinen nicht unklaren Verstande hoffentlich einsehen. Schließlich küsse ich Dir den Segenskuß auf Deine Marmorstirn und bitte zu

dem Gotte, der Eisen wachsen ließ, um baldige Nachkunft für Dich. Ich mußte so bitten, lieber Premier, da ich trotz meiner jetzigen, über Deine niedrigen Erdanschauungen erhabene Stellung, hin und wieder den Wunsch nicht unterdrücken kann, den Umgang mit Dir fortzusetzen. Du wirst einsehen, daß das ohne meinem Rufe Schaden zu bringen schwerlich gehen wird, so lange Du noch als wilder Mensch ohne Braut herumläufst.

Lebe wohl und vergehe nicht vor Neid. Kannst Du mich beim Sturm auf's brautväterliche Herz respektive der vielleicht nöthigen Entführung, brauchen, so verfüge vollständig über mich. Auch bin ich bereit, mich als Prediger zu verkleiden und Euch auf einem nahen Dorfe zu trauen.

Dein
Wettersfelde,
glücklicher Bräutigam.

P. S. Ich habe ausgeseufzt! D. O.

Nachdem Schwarzach diesen übermüthigen Brief gelesen hatte, nahm er die Zeitung und las die beiden Inserate.

Dann blickte er sinnend vor sich hin und überhörte die Männertritte auf dem Korridor. Es klopfte und herein kamen Sulzen und Wettersfelde. Nun ging es, wie des Landes Brauch es mit sich bringt, an ein Umarmen und Glückwünschen, dem man es anhörte, daß es aus freudigem und aufrichtigem Herzen kam. Und Beide mußten erzählen und thaten es. Kaum aber, daß Schwarzach ein bischen klar sah in der Sache, so schlug sich Wettersfelde vor den Kopf und geberdete sich so, wie sich im Allgemeinen die Menschen nicht geberden.

„Eine Hauptsache beinahe vergessen,“ ließ er sich in einem Tone vernehmen, den selbst ein Halbtauber nicht mehr für Lispeln gehalten hätte.

„War Euer Adjutant schon hier, oder die Regiments-Ordonnanz?“ fragte er den Artillerie-Lieutenant.

„Nein, bis jetzt wenigstens noch nicht. Hat Kamerad Terletzki mich gesucht?“ fragte Schwarzach zurück.

„Ahnst Du denn noch nichts, schwarzkragiger Polinnen-Verehrer?“

Schwarzach sagte sein Nein mit eherner Konsequenz und Gewissenhaftigkeit.

Da ergriff Wettersfelde den Bogen und setzte sich zu dem eleganten, eigenthümlich geformten Cello, das sich Freund Schwarzach aus Brasilien mitgebracht hatte. Er entlockte den Saiten mächtige, aber nicht gerade harmonische Töne und sang zu dieser himmelschreienden Begleitung das alte Soldatenlied:

„Der Hauptmann, er lebe,
Er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm muthig
Auf blut'ger Siegesbahn" ꝛc.

Nun ging dem Artillerie-Offizier, wie auch Sulzen, ein Licht auf. Das lange schon erwartete Hauptmannspatent unseres Freundes war eingetroffen und das Gratuliren nun auf Seiten der beiden Bräutigams.

Es waren über zehn Jahre vergangen, seitdem das Wort Capitano die Gehörorgane Schwarzachs nicht mehr berührt hatte.

„Was wärest Du jetzt in Diensten Seiner Brasilianischen Majestät?" fragte Sulzen neugierig.

„Was ich wäre, weiß ich nicht," entgegnete

Schwarzach lächelnd, „aber daß mein Hintermann vor Kurzem Oberst geworden ist, theilten mir neulich erhaltene Briefe mit."

„„So? Nun das schadet nichts,"" bemerkte Wettersfelde ebenso wahr als elegant, „„aber haben wir zur Zeit auch nur bei Manövern das Pulver gerochen, so soll uns das nicht abhalten, mit Dir vereint, wenn auch in einer nur Dich betreffenden Angelegenheit einen kleinen Kriegsrath zu halten.""

Wettersfelde entwickelte nun einen gar nicht so üblen Plan, den alten polnischen Oberst zu dem ominösen Ja zu bereden. Hauptsächlich stützte er sich auf die Skatpartie und die Mithülfe der beiden alten Räthe.

Schwarzach lehnte, wie das ganz in seinem stolzen selbständigen Wesen lag, eine solche Mithülfe ganz entschieden, wenn auch freundlich ab, und war zur Annahme der Unterstützungstruppen durch keines der vielen Argumente zu bewegen, welche sowohl Sulzen als Wettersfelde verschwenderisch vorbrachten. Wettersfelde legte sein Gesicht in grollende Falten und Sulzen hatte soeben die Behauptung aufgestellt,

daß Freundesrath und dito Hülfe in keiner Lebenslage schände, als der hereintretende Adjutant ein schnelles Abbrechen des privaten Gesprächs wünschenswerth erscheinen ließ.

Der Adjutant überbrachte in höchsteigener Person nebst seiner und des Regimentskommandeurs Gratulation Schwarzach's Ernennung zum Hauptmann, und konnte gleichzeitig die Gelegenheit wahrnehmen, auch den beiden anderen Offizieren seine Glückwünsche zu Füßen zu legen. Man trank nun ein Glas Wein bei Schwarzach und empfahl sich dann; der Adjutant um als gequälter Bureauvorsteher seinen vielen Geschäften nachzugehen, der Husar um sich nach dem Befinden seiner Liebsten — welchen Ausdruck er beliebte — zu erkundigen, und Sulzen, um offiziell seinen zweiten Tagesbesuch beim Bräutchen zu machen.

Unterwegs versprachen sich Wettersfelde und Sulzen aber dennoch, ihrem Freunde mit allen Mitteln, trotz seiner Abwehr, zu helfen und sich noch heute hinter die Schwiegerväter in spe zu stecken, damit der alte Herr von Borczynsky bei der Skatpartie bearbeitet werde, bis sein grausames väterliches Herz erweicht sei.

Schwarzach war allein geblieben und seine bisher so glatte Stirn umdüsterte sich. Er gedachte vergangener Zeiten und malte sich die künftigen aus.

„Ja, sagte er, mein Verstand hat Recht. Es wäre vielleicht besser gewesen meine zweite Heimath in Brasilien nicht zu verlassen. Ich hatte eine geachtete und achtbare Stellung, liebe Freunde, und einen von Tag zu Tag sich erweiternden Wirkungskreis. Was ich vor einem Dezennium gewesen, ich habe es nun glücklich wieder erreicht und — fuhr er bitter fort — könnte heute sein, was ich in einem Dezennium sicherlich noch nicht bin."

Sinnend blickte er lange vor sich hin.

„Und doch hat auch mein Herz Recht," begann er wieder. „Ich war fremd und in der Fremde. Meine Heimathssprache erquickte selten mein Ohr und deutsche Treue war eine seltene Waare in jener paradiesischen Gegend. — Und zumal jetzt — Es brennt in meiner Brust; — nein, Herr Oberst Borczynsky, zurück kann ich nicht, ich muß vorwärts, ich will vorwärts!"

Der sinnende Ausdruck seines Gesichtes hatte

sich verloren, ein wildes Feuer flammte in seinen Augen. — Wahrlich, der Ehrenmann, der jetzt hier einen Seelenkampf kämpfte, das war kein Mann, der sich etwas vorenthalten ließ, worauf er Anspruch zu haben meinte. — —

Die Skatpartie war im besten Gange und die Schwiegerväter in bester Arbeit. Sie hatten den Herren Söhnen ihr Möglichstes zu thun versprochen und schmunzelten förmlich, so sehr hatte ihnen die zu spielende Rolle zugesagt.

Besonders meinte sich der Hofrath groß in Ausführung des Aufgetragenen. Er hatte zur größeren und würdigeren Vertretung seines Amtes den Frack angezogen und seine beiden Orden angesteckt. Er hatte seinem Töchterchen versprochen, den alten Polen zu fordern, wenn er ihm nicht zu Willen sei, und außerdem sich vermessen, den Ober-Präsidenten als Kartellträger zu gewinnen. Nach seiner Meinung mußte sich der hochgestellte Mann zu diesem Ehrenposten vorzüglich eignen.

Eingeleitet wurde die Affaire, der neuern Taktik gemäß, durch Tirailleurgefechte. Anlaß gab das

lächelnde gegenseitige Glückwünschen der alten Herren, indem jeder dem andern Vorwürfe machte, ihm das freudige Ereigniß nicht gestern schon mitgetheilt zu haben. Doch sagte man sich auch wiederum lächelnd gegenseitig, daß man den andern Freund habe überraschen wollen.

„Meine Herren, die Karten warten schon lange,“ fiel Herr von Borczynsky ihnen in die Rede.

Willig setzte man sich an den Tisch, denn man gestand dem kühnblickenden Oberst gern eine gewisse Autorität zu.

Herr Hofrath Balzer bestellte sich ganz gegen seine Gewohnheit zu so später Abendzeit ein Glas süßen Ungar, vermuthlich um die Lebensgeister aufzufrischen und sich selbst zu encouragiren. Denn seine Situation war gefährlich.

„Haben Sie die heutige Nummer unsrer Zeitung gesehen?“ fragte der Hofrath, an den Polen sich wendend.

„Ich lese dieses Blatt nicht,“ entgegnete der Oberst, indem er sich beim Kartengeben nicht stören ließ.

„Nun, so hätten Sie zwei wichtige Nachrichten gefunden," fuhr der Hofrath fort und ein einfaches So? ward ihm zur Antwort.

„Bei dem Menschen kann man verzweifeln," brummte der Hofrath. Das Spiel begann. Der Ritter mehrerer Orden ließ sich in ein gewagtes Spiel ein und verlor. Er wurde ärgerlich. Der Kommerzienrath gab nun Karte.

„Meine Tochter hat sich nämlich mit dem Premier-Lieutenant Freiherrn Georg von Sulzen, und die des Herrn Kommerzienrath mit dem Husaren-Lieutenant Hans von Wettersfelde verlobt."

„Dann gratulire ich Ihnen beiden," sagte der Pole ruhig, indem er die Karten aufnahm.

„Wie steht es denn mit Ihrem —" begann der Hofrath zu fragen, doch Herr von Borczynsky fiel ihm ins Wort und fragte ruhig: „Ist es Roth, Herr Hofrath?"

Der letztere ergriff schnell seine Karten, da ihn jedoch das vorige verlorene Jeu vorsichtiger gemacht hatte, so entgegnete er schleunigst das übliche „Ich passe."

Der Kommerzienrath paßte auch und der Oberst spielte einen hohen Grand, den er gewann. Der Hofrath wurde immer ärgerlicher, schoß einen Blick, so wüthend er ihm nur immer gelingen mochte, auf den glücklichen Spieler, und trank dann schnell sein Glas aus, um sich ein neues zu bestellen.

Der Kommerzienrath kannte den Oberst besser und war glücklicher in seinem Angriff.

„„Kennen sie den stattlichen Offizier, der lange in brasilianischen Diensten stand und mit einer Narbe geziert zurückkehrte, seinen Degen unserm Herrscherhause zu weihen?"" fragte er.

„Nein, habe auch noch nicht von einem solchen gehört, antwortete der Oberst, neugierig werdend. Ist er schon lange zurück?"

„„O ja,"" lächelte der Kommerzienrath. „„Er machte schon den Feldzug in Baden wieder mit.""

„Bei welchem Truppentheile steht er denn?" erkundigte sich der Pole.

„„Bei der Artillerie"", sagte der Kommerzienrath mit Festigkeit. Ueber das Gesicht des Oberst zuckte ein Blitzstrahl. Herr Aug. Ferd. Kollermann wollte

denselben jedoch nicht bemerken, sondern fuhr ruhig fort: „„Wie ich höre ist der Herr heute zum Hauptmann befördert worden und nimmt nun, nach zehn Jahren, glücklich wieder eine Stellung ein, die er schon in Brasilien bekleidete.““

Herr von Borczynsky unterdrückte seinen aufsteigenden Zorn und fragte nach dem Namen des Offiziers.

„„Hauptmann Schwarzach““ erwiderten die beiden Räthe unisono.

Dem Oberst gelang es sein heftiges Temperament zu bekämpfen, er erinnerte an das Spiel und man wendete seine Aufmerksamkeit wieder den Karten zu.

Der Hofrath brummte, aber ganz leise, etwas von einem Dickkopf, beschäftigte sich mit diesem Dickkopf aber so angelegentlich, daß er manchen und zwar gar nicht unbedeutenden Fehler machte. Da er mit dem Oberst jetzt zusammenspielte und durch seine Schuld das Spiel verloren machte, so blieb natürlich eine Rüge von Seiten des Polen nicht aus. Der Hofrath mußte die Begründung des Tadels einsehen, trank aber als Nachtrunk und zur Entschädigung den

Rest seines Weines aus, um sich noch ein neues Glas zu bestellen.

Dieser merkwürdige Skatabend endete ziemlich so wie alle anderen. Man hatte nicht viel ausgerichtet in der bewußten Sache, wenigstens aber doch die Aufmerksamkeit des Oberst wieder auf Schwarzach gelenkt und ihn neugierig gemacht. Der Kommerzienrath tröstete sich beim Nachhausegehen mit dem alten Sprüchwort „Viele Tropfen höhlen einen Stein aus," wogegen der Hofrath, etwas angeheitert, mit sich selbst gar nicht unzufrieden war.

„Du hast ihm wenigstens die Zähne gewiesen," gestand er sich befriedigt, „und es war gut, daß Du nicht weiter gegangen bist. Als Soldat muß er auch am Ende besser schießen, als Du, und überhaupt soll, nach der Meinung Sachverständiger, eine geladene Pistole durchaus kein ungefährliches Ding sein. Hofrath, Hofrath, Du kannst mit dir zufrieden sein."

Die Gefechte wurden bei der Partie am andern Abend, einem Sonnabend, fortgesetzt. Man sprach viel von der stattlichen ritterlichen Persönlichkeit Schwarzach's, von den pompösen Aussichten desselben, der nächstens

in den Generalstab kommen müsse u. s. w. Der Hofrath war heute in einer weniger gereizten Stimmung und trank wie an sonstigen Abenden sein Glas Zuckerwasser mit Rothwein.

Herr von Borczynsky merkte heute Abend wohl, daß die Erwähnung Schwarzach's durchaus keine absichtslose sei. Er blieb vollständig ruhig, grollte aber in seinem Innern auf den Artillerie-Hauptmann um so mehr, als er glauben mußte, daß das gegen ihn bestehende Komplot von Schwarzach selbst in's Leben gerufen sei, um den harten Vater des Liebchens gefügiger zu machen. Er lachte ingrimmig vor sich hin und nahm sich vor, so bald wie möglich dem Hauptmann seinen Besuch abzustatten, um später vor dem Menschen sicher zu sein. — —

Schwarzach hatte indessen seinen Dienst mit gewohnter Ruhe und Energie gethan und man lobte ihm rühmend nach, daß seine Kolonne eine Musterkolonne sei, ob er sie gleich erst zwei Tage commandirte. Aber trotzdem that er seinen Dienst fast nur mechanisch, Herz und Kopf arbeiteten mächtig, ein Mittel zu ersinnen, das ihn auf ehrenhafte Manier

bald zu Kollegen seiner Freunde, was nämlich die Bräutigamsschaft anbelangt, befördere.

Heute, an demselben Sonnabend Abend, an welchem der Oberst von Borczynsky sich vornahm, unserm Freunde Schwarzach einen keineswegs freundschaftlichen Besuch zu machen, saß dieser einsam und allein in seiner Stube.

Sonst verlebte er die Abende in Gesellschaft und Gemeinschaft mit seinen Freunden Sulzen und Wettersfelde. Jetzt waren diese verlobt und kein Mensch konnte verlangen, daß sie die süßen Abende an des Liebchens Seite aufgeben sollten, um ihres Freundes Einsamkeit zu theilen.

Mariechen Kollermann war, wie ich dem theilnehmenden Leser hier gleich erzählen will, mehr als schleunigst gesund geworden und der Sanitätsrath konnte sein prophetisches Talent, seine ärztliche Geschicklichkeit, nicht genug bewundern lassen. — Ach, und Mariechen war so selig, so überglücklich und ihr Bräutigam ebenfalls, wodurch auch die Eltern, denn Glück steckt an, ebenfalls recht glücklich wurden. Und ein Gleiches geschah bei Hofrath Balzers.

Schwarzach saß also einsam und allein in seinem Zimmer und sah lange nachdenklich vor sich hin.

„Ja," sprach er aufstehend und durch sein Zimmer gehend, „das muß anders werden. Noch morgen anders. Ich will Ja oder Nein hören. Wanda bleibt mir treu und ein Nein schiebt unsre Verbindung höchstens noch einige Jahre hinaus, bis sie großjährig ist. Ich aber komme dann noch morgen um meine Versetzung ein. Kamerad Hannemann tauscht augenblicklich mit mir. Ich habe lange gekämpft; das aber ist übermenschlich. Mein Gott, kann ein Weib so etwas bewirken! Ein Mann, der stolz auf seine Kraft und Selbständigkeit war, ein Mann wird zum Kinde uud möchte weinen! Nein," rief er nochmals wild, „das soll anders werden, soll morgen anders werden!" Und er schnallte sich den Säbel wieder um und eilte hinaus in die volkbelebten Straßen, daß das wild erregte Männerherz sich wieder beruhige und Hoffnung fasse, Hoffnung und den alten Muth, das alte Vertrauen.

Heiter strahlte und freundlich, fast etwas zu heiß um lieblich genannt zu werden, die Sonntagssonne

auf die Erde hernieder. Und sie bestrahlte ein großes Wogen, Drängen und Treiben, denn die Stadt, in welcher unsre Geschichte sich entwickelt, ist mit Militair fast überfüllt und täglich kommen neue Zuzüge; meistens Landwehrmänner, die schleunigst zu den Fahnen berufen wurden. Auch ist die Kirche eben aus und die geputzte Menge eilt aus den Kirchthüren. Sie ist sehr voll heute gewesen, denn man braucht ja jetzt den lieben Gott, darum geht man ihn zu besuchen. Es ist ja der Krieg vor der Thür, Vater, Bruder, Sohn oder Bräutigam haben wieder den bunten Rock angezogen, um Gut und Blut und Leben in die Schanze zu schlagen. Und was können die Zurückbleibenden denn anders thun, als heiß und innig beten?

Aber meist nach einer Richtung zieht sich nun die bunte Menge: nach dem schattigen Paradeplatze. Da giebt es außer der Militairmusik nach der Parole-Ausgabe auch viel für's Auge, da trifft man sich mit Freunden und Bekannten, wechselt einige Worte und flanirt dann ruhig weiter, sich köstlich amüsirend.

Und er sieht stattlich aus, der Paradeplatz!

Auf dem linken Flügel stehen die Avancirten der

Infanterie; zwei Regimenter haben eine Unzahl Unteroffiziere. Dann kommen die kriegerisch dareinschauenden Avancirten der Husaren, dann die der Artilleristen und zuletzt die der Train-Abtheilung. Vor den, in zwei Gliedern aufgestellten Gradirten stehen die Feldwebel und Wachtmeister, vor diesen die Subalternoffiziere in ihren eleganten Uniformen. Die Stabsoffiziere stehen noch etwas vor den übrigen Offizieren, während die Regimentskommandeure vorn an der Tête sich aufstellen. Die hohe Generalität aber geht in stolzer Abgeschiedenheit den großen Platz würdevoll auf und ab, während die Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments- und Abtheilungsadjutanten in großer Geschäftigkeit hin- und hereilen. In der Mitte des Platzes aber ist ein Viereck durch vier Soldaten markirt und in diesen geheiligten Raum begeben sich jetzt die Adjutanten und der Platzmajor. Die Parole wird ausgegeben und das kleine Wörtchen macht im Kreise die Runde von Ohr zu Ohr. Vor diesem einen, ihnen noch unbekannten Wörtchen salutiren aber sämmtliche Offiziere, die Hand am Helm.

Dann erfolgt noch die Parade der den Avan-

cirten und Offizieren gegenüber aufmarschirten Wachtmannschaften und hierauf stellt sich das Musikcorps in der Mitte des Platzes auf, ein Gratis-Concert zu geben. Die Zuschauer umwogen indeß den Platz und erfreuen sich am militairischen Gepränge.

Da tritt aus der Reihe der Artillerie-Offiziere ein stattlicher, alle Kameraden überragender Offizier hervor. Seine Haltung ist stolz, das Auge kühn, die breite Brust mit dem preußischen rothen Adlerorden mit Schwertern, einem ausländischen Orden und drei Kriegsdenkmünzen, der hohenzollernschen und badischen aus den Sturmjahren, und wiederum einer ausländischen geschmückt. Auf diesem stattlichen Offizier hat schon so manches weibliche und männliche Auge mit Wohlbehagen geruht: es ist unser Freund Schwarzach, der sich in seiner neuen Stellung als Kolonnen-Kommandeur und Hauptmann bei seinem Vorgesetzten zu melden hat.

Die Meldungen sind bald gethan und Schwarzach beurlaubt sich vor Schluß der Parade, um noch einen wichtigen Gang zu gehen.

Hauptmann Schwarzach nahet sich dem Hause

des Obersten von Borczynsky. Er geht ruhig, fest und sicher und auf seinem Gesichte ruht ein stolzes Lächeln; denn die Entscheidung ist nahe, und sie sei, wie sie wolle, sein Entschluß steht fest. Auf seinem Petschaft ist der Spruch eingegraben: „paratus in utrumque“; ein schöner Spruch, und auch heute soll er sich bewähren.

Nicht ist die fieberhafte Unruhe, die Sulzen in ähnlicher Lage verrieth, zu bemerken. Er hat das Haus erreicht und betritt es mit zufriedener Miene. Kein Muskel verräth die Wogen und Stürme, die in seinem Innern tosen.

Wanda hat vom Fenster aus den Geliebten kommen sehen und empfängt ihn oben an der Treppe. Ein feuriger Kuß wird ausgetauscht und dann führt sie den theuren Mann an eine Thüre auf der deutlich zu lesen steht: von Borczynsky, Oberst a. D. Hier will sich Schwarzach von Wanda verabschieden, doch sie schüttelt ihr stolzes, schönes Haupt und sagt mit der ihrem Character eignen Energie: „Nein, ich bleibe bei Dir.“

Schwarzach klopft; es erfolgt ein barsches:

Herein! und er betritt, die Erwählte seines Herzens an der Hand, das Zimmer des Obersten von Borczynsky.

„Vater, der Herr Lieutenant Schwarzach möchte Dich sprechen."

Im Gesichte des alten Polen zuckte es, aus seinen Augen schoß ein Blitzstrahl, der an Schwarzachs ganzer Gestalt hinunterlief.

„Laß die Hand des Herrn Hauptmann Schwarzach los," sagte der Oberst ruhig aber streng.

Wanda ließ die Hand des Geliebten los und warf einen überraschten, frohen Blick auf die Epaulette des Hauptmanns. Dieser hatte den Augenblitzstrahl des Polen ruhig ertragen und keinen Augenblick verlor sein Gesicht das stolze Lächeln.

„„Ich sehe, daß ich hier bekannt bin,"" begann Schwarzach.

„O ja, mehr als mir lieb ist, wie ich sehe," entgegnete der Pole. „Wanda," fuhr er an seine Tochter sich wendend, im polnischen Idiom fort, „verlasse uns und gehe auf Dein Zimmer."

„Vater, ich bitte Dich," entgegnete auf Deutsch

das Mädchen, „laß mich hier bleiben. Ich weiß, was Ihr besprechen werdet, und ich kenne Deine Heftigkeit. Laß mich bleiben, ich bitte Dich nochmals.“

„Nein, Du gehst!“ sagte der Oberst streng und hart. Schwarzach warf ihr einen bittenden Blick zu und Wanda ging.

An der Thür aber wandte sie sich noch einmal um und ihr schwarzes Auge flammte auf.

„Vater,“ rief sie, „ich gehe. Es ist gegen meinen Character, heimlich und heimtückisch zu lauschen, und darum sage ich Dir offen und ehrlich, daß ich lauschen werde. Jedes Wort will ich vernehmen, was hier gesprochen werden wird. Adieu, Schwarzach, adieu, Vater.“

Die Thür fiel in's Schloß; Wanda blieb im Corridor an der Thür stehen.

Der Oberst und der Hauptmann waren allein.

„Haben Sie in der kurzen Zeit polnisch gelernt?“ fragte der Pole mit unverhehltem Hohne.

„Nein,“ entgegnete Schwarzach ruhig, nur die Brust hob sich etwas höher als sonst. Wenn Sie aber nicht in meiner schönen Muttersprache mit mir

verkehren wollen, so stelle ich Ihnen das französische, englische, portugiesische und spanische Idiom zur Auswahl frei. Mir ist es gleich, in welcher von diesen Sprachen wir verhandeln wollen."

„Nun," erwiderte der Oberst, „dann wollen wir, um es Ihnen nicht gar zu schwer zu machen, Ihre Muttersprache wählen. — Herr, wie können Sie sich in mein Haus wagen nach der Antwort, die ich Ihnen schrieb, und nach dem unmännlichen Betragen der letzten Tage?"

„Herr," rief nun auch Schwarzach und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn, „Herr, was nennen Sie unmännliches Betragen? Ich bitte mir Antwort aus, aber auf der Stelle."

Dem Oberst war eine solche Keckheit noch nicht vorgekommen. Er sah sich den noch immer stehenden Offizier an und entgegnete so ruhig als es ihm möglich war: „Unsere Unterhaltung scheint lange dauern zu wollen, nehmen Sie deshalb Platz."

Der Hauptmann setzte sich.

„Und nun," fuhr der Oberst fort, „wie nennen Sie das Benehmen, wenn ein Mann sich hinter Fremde

steckt um etwas zu erlangen, was Auge gegen Auge nur gefordert werden darf?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Oberst, und bitte um noch nähere Erklärung."

Der Oberst erzählte nun seine gestrige und vorgestrige Skatunterhaltung und dadurch kam Licht in die Sache. Das stolze Lächeln nahm wieder Platz auf dem Gesichte des Hauptmanns, als er sagte: „Wenn es so ist, dann bin ich bald gerechtfertigt."

Er erzählte nun, wie er seine Freunde sogar gebeten habe, sich nicht in diese durchaus persönliche Angelegenheit zu mischen, und wie er es von Herzen bedauere erst heute zu erfahren, daß seine Freunde aus übergroßem Diensteifer seinen Bitten entgegen gehandelt hätten. „Und daß es so ist, wie ich Ihnen, mein Herr Oberst, gesagt habe, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, mit dessen Weggabe ich sonst nicht allzu eilig bin."

Der Eindruck der Worte Schwarzachs war erfreulicher Art. Der Hauptmann gedachte nun das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm sei.

„Und lassen Sie mich nun gleich Alles sagen,

Herr Oberst. Jeden Tag erwarten wir die Ordre zum Ausmarsch. Wohl habe ich schon oft die Kugeln sausen und die eisernen Würfel fallen gehört, und bebe vor keinem Kampfe zurück. Diesmal müßte ich zurückbeben, denn mein Herz bliebe hier. Herr Oberst, ich bin gekommen, Sie zu bitten, Ihren schroffen Brief rückgängig zu machen, Ihre Einwilligung zu erbitten zu meiner Verlobung mit Wanda, aus deren Munde ich weiß, daß sie nimmermehr einem andern Mann angehören will, als mir."

Die Thür war aufgegangen und Wanda erschien auf der Schwelle. Der Oberst hatte sie wohl bemerkt, aber er winkte ihr nicht hinauszugehen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und schaute mit bittendem Blicke auf den Vater.

„Herr Hauptmann, Sie sind ein Mann, mit Vergnügen ersehe ich das aus der persönlichen Bekanntschaft mit Ihnen. Und die Männer sind heutzutage rar. Es thut mir darum leid, daß ich bei meiner abschlägigen Antwort bleiben muß. Lassen Sie mich eine Geschichte erzählen, es ist die Begründung meines Handelns."

Und der Oberst erzählte von seinem Sohne, dem letzten des Stammes der Borczynsky. Er redete sich in eine Stimmung hinein, die gemischt war aus Wehmuth und Groll.

„Sehen Sie Herr Hauptmann, deshalb kann ich Ihnen meine Tochter nicht geben. Sie würden mich stets an das Unglück gemahnen, das mein Haus betroffen und Groll und Zorn würden mich beschleichen, und ich selbst, ich alter Mann, würde unglücklich werden, denn ich könnte Sie nicht so lieben, wie man den Mann seines einzigen Kindes lieben soll. Lassen Sie ab, Herr Hauptmann von Ihrer Werbung."

„Ich kann nicht lassen von Ihrer Tochter und kann das Wort nicht brechen, das ich mir selbst und das ich Wanda in feierlicher Stunde gab. Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen." Und Schwarzach erzählte die stürmische Geschichte seines Lebens und berührte auch die wilden Stürme, die sein Herz umtost und erhärtet hatten. „Und dieses Herz, das ich wie Eisen meinte, ist hingeschmolzen wie Wachs vor dem Blick ihres Auges. Aber mein Herz will ich wieder haben, ich habe es mir gelobt, meine frühere

Festigkeit wieder zu erlangen und kann es doch nur durch Ihre Hülfe, Herr Oberst, durch Ihre Einwilligung. Ich habe viel dem Leben abkämpfen müssen und werde auch stark sein, jene Perle zu bewahren und zu schützen, die ich von Ihnen jetzt erbitte."

Der Oberst sah schweigend vor sich nieder. Er war bewegt von der einfachen Erzählung der herben und trüben Schicksale, die jener stattliche Mann dort vor ihm erlebt hatte.

„Und Sie meinen," fuhr Schwarzach fort, „mich nie ohne Groll oder Zorn betrachten zu können. Wie aber, mein Herr Oberst, wenn Ihr einziges Kind an meiner Seite das reinste Glück findet als meine Hausfrau? Und wenn Sie das Band muthwillig zerreißen, das unsere Herzen jetzt verbindet, wenn Sie den Gram, oder was ich eher glaube, den zürnenden Blick Ihrer Tochter schauen müssen, denn ein starkes Herz hat Gott in den Körper dieses Weibes gelegt, wie dann, mein Herr Oberst, wird Ihnen das Befriedigung geben?"

Der Oberst sah auf das Bild seines stattlichen

Sohnes, der dort von der Wand, ruhig und freundlich, durchaus nicht zürnend blickte.

„Wanda," rief er und Schwarzach bemerkte jetzt erst die Anwesenheit seiner Braut, „Wanda, nimm ihn hin. Mag mir Stanislaus vergeben, ich kann nicht anders. Kapitän, werden Sie glücklich mit ihr, denn Sie verdienen es, machen Sie aber auch mein Kind glücklich, denn auch sie verdient es."

Wanda lag an der Brust des Geliebten.

„Haben Sie Dank, mein Vater," rief nun Schwarzach, die Hand des Obersten drückend und erlauben Sie mir, Sie von jetzt an mit diesem Namen zu nennen, der viele, viele Jahre nicht über meine Lippen gekommen ist. Nun mag die Kriegstrompete schallen," fuhr er mit flammenden Augen und erhobener Stimme fort, „als Mann will ich in das Schlachtgewühl stürzen, um zu zeigen, daß ich werth bin dieser Königin unter den Frauen."—

Wettersfelde hätte bei diesen extatischen Aeußerungen vielleicht mit dem Kopf geschüttelt und gesagt: der trockenste, prosaischste Mensch kann Poet werden, wenn jenes Stadium eintritt, in welchem das Herz mit dem Kopfe davon rennt.

Was Herr von Borczynsky einmal war, das war er auch ganz. Schwarzach blieb selbstverständlich zum Mittagessen im Hause seiner Braut und Nachmittags ließ es sich der alte Oberst nicht nehmen, die Brautleute spazieren zu fahren und eigenhändig die Rosse zu lenken.

Schwarzach, Sulzen und Wettersfelde gehörten zu den bekanntesten Offizieren der Garnison. Vor wenig Tagen erst hatte die Verlobung der letzten beiden in der Zeitung gestanden und heute schon fuhr Schwarzach, augenscheinlich als offizieller Bräutigam, neben der gerühmten polnischen Schönen, dem Fräulein Wanda von Borczynska, durch die Straßen der Stadt! Das mußte Aufsehen erregen.

Eine solche Ansteckung konnte bedenklich werden und eine Panik ergriff diejenigen Offiziere der Garnison, welche, aus irgend einem Grunde unbeweibt zu leben und zu sterben geschworen hatten, eine Spezies, die namentlich unter den älteren Premiers gefunden wird. Sie haben lange schon vergeblich auf den Stern des Hauptmanns gehofft und der Stern der Liebe ist ihnen mittlerweile untergegangen.

Die jüngern Offiziere konnten eine Regung des Neides nicht unterdrücken. „Gerade die hübschesten Mädchen wollen desertiren und unter die Haube gehen," klagten sie und manch Einer setzte wohl auch seufzend hinzu: und gerade die reichsten.

Mütter aber, welchen es vergönnt war auf heirathsfähige Töchter zu schauen, konnten die Eltern nicht begreifen, welche so kurze Zeit vor einem wahrscheinlich und blutigen Kriege ihre Töchter verlobten; deren Bräutigame einem ungewissen Schicksale entgegen gingen; die heirathsfähigen Töchter aber begriffen die Bräute nicht.

Die glücklichen Bräute aber bekümmerten sich nicht um das Gerede der Leute und ließen sich nicht stören in der üblichen Seligkeit. —

Am politischen Himmel wurden die Wolken düsterer und düsterer. Auch das militärische Treiben in der Garnison nahm von Tag zu Tag ein ernsteres Gesicht an.

Schwarzach's Kolonne kantonirte schon seit einigen Tagen in einem nahen Dorfe, täglich aber trug den Hauptmann sein flinkes Roß zur Stadt, zur

Braut. Oft auch fuhr der alte Oberst mit seiner Tochter hinaus in das Kantonnement.

Da trat das längst Erwartete ein, der Telegraph brachte die Marsch-Ordre nach Westen. Große militärische Rührigkeit allüberall, Ordonnanzen flogen hinaus auf die Dörfer, den dort einquartierten Truppen die Marschbefehle für den morgenden Tag zu überbringen.

Schwarzach hatte seine Kolonne noch einmal revidirt und die letzten Anordnungen getroffen. Dann ritt er hinein zur Abschiedsstunde. Ein reitender Bote hatte ihm nebenbei noch die Einladung zum Hofrath gebracht, bei welchem die drei Brautpaare mit den Ihrigen den letzten Abend vor Beginn des Krieges verleben sollten.

Es war ein recht lieber Abend.

Das sanfte Mariechen hatte feuchte Augen, aus Emiliens Brust stiegen Seufzer empor, die sie vergeblich zurückzuhalten bemüht war; Wanda war ernster als je, aber in ihren Augen lag ein gewisser Trotz, der zu sagen schien: es giebt keine Macht mehr, die mich von ihm reißen kann.

Man trennte sich sehr zeitig. Der Abschied der

drei militärischen Freunde war ein außerordentlich herzlicher, — ein brüderliches Umarmen, ein kräftiger Händedruck. —

Wehende Taschentücher, verweinte Augen, Freude der lieben Straßenjugend allüberall am nächsten Morgen! Ein Regiment nach dem andern zog mit klingendem Spiele zum Thore hinaus, erst die Infanterie, dann die Husaren, dann die Abtheilung Fußartillerie, die in der Stadt garnisonirt hatte. Die jungen Soldaten waren lustig und guter Dinge, die Reservisten und Landwehrmänner ernster; für sie ziemte sich in dieser Stunde ein Gedenken an die Lieben, die sie daheim zurückließen, an Haus und Hof.

Die Truppen mußten sämmtlich am Hause des Kommerzienraths Kollermann vorbeidefiliren. Emilie und Wanda hatten sich bei der sanften Husarenbraut eingefunden, dem Abmarsch der Truppen vom Balkon aus zuzuschauen. Mariechen lehnte sich an ihre Mutter, sie war, in ihrer Bläße, ungemein lieblich anzuschauen, aber ihr Herzchen schlug heftig und die kleine Hand, die das Taschentuch hielt, zitterte.

Unten marschirte Kompagnie auf Kompagnie.

Emilie erhob jetzt ihr Taschentuch, dort kam Sulzen, den feldkriegsmäßigen kleinen Tornister auf der Schulter. Ein Senken des Degens, ein vermehrtes und vereintes Winken mit den Taschentüchern, — die Sektion war vorüber, noch einmal, dort an der Ecke ein Umdrehen, wiederum Winken mit dem Degen, — er war fort. Kompagnien folgten auf Kompagnien; sektionsweise marschirende Regimenter geben einen gar langen Zug! — Jetzt schmetterte ein lustiger Kavalleriemarsch; die schwarzen Husaren kamen.

Und die Scene, wie vorhin bei Sulzen, wiederholte sich als Wettersfelde auf seinem tändelnden prächtigen Braunen vorüberkam. Der Reiter wußte die Herzlichkeit des Grüßens mit einer gewissen Zierlichkeit zu verbinden. Er ritt Travers bis an die Ecke, um den Balkon nicht aus dem Auge zu verlieren. Nun war auch er fort! Die Damen traten vom Balkon in's Zimmer zurück, wenn auch nach den Husaren noch der ganze Troß der Artillerie vorüber zu defiliren hatte. Die stolze Waffe und die schwarzkragigen Leute interessirten jetzt nicht mehr, — Schwarzach war ja nicht dabei!

Emilie und Wanda gingen bald nach Hause, jede in ihrem Herzen mit demjenigen beschäftigt, der nun bald so weit, so sehr weit, im blutigen Kampfe sein würde, im Kugelregen beim Schlachtendonner! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden waren vergangen, da verbreitete sich ein Gerücht durch die Stadt, ein Gerücht, das bald den Weg in alle Häuser, in alle Stuben und Kammern fand.

Es ist Friede tönte es allüberall; der Telegraph hat die Nachricht gebracht, es ist Friede, unsere Soldaten kehren wieder zurück.

Der Papa kommt wieder! rief jubelnd die Mutter ihrem Säuglinge zu, während der vierjährige Knabe böse darein sah, da der Papa ihm nun nicht, wie er versprochen, einen kleinen, gezähmten Zuaven oder Turco mitbringen könne.

Der Hofrath, als er durch seinen Diener von dem Friedenstelegramm hörte, fuhr sofort in seinen guten Frack (an dem schlechteren waren nur die Bänder, an dem guten jedoch die Original-Ausgaben seiner beiden Orden) um bei dem Herrn Kommandan-

ten selbst Authentisches zu hören. Er erhielt die Bestätigung des Gerüchtes und sprach beim Heimwege gleich beim Kommerzienrath mit vor, um hier die frohe Kunde zu überbringen. Herr Kollermann hatte ebenfalls soeben von einem Berliner Geschäftsfreunde die betreffende Nachricht telegraphirt erhalten.

Das war ein heiterer Mittag nach dem trüben Morgen. Emilie tanzte und Marie Kollermann lachte und weinte abwechselnd vor Freude. —

Ordonnanzen jagten den marschirenden Truppen nach, ihnen die Nachricht zu überbringen und den Befehl, daß sie, sofern die größere Hälfte des ersten Marsches noch nicht zurückgelegt sei, zurückkehren sollten. Schwarzach hatte die Instruktion, erst Mittags aus seinem Kantonnement, nach der nächsten Eisenbahnstation abzurücken, von wo die Kolonne per Bahn befördert werden sollte. Er erhielt die Contre-Ordre, noch ehe die Wagen bespannt waren, und ein Lächeln der Befriedigung legte sich auf sein schönes, männliches Gesicht. Für einen thatendurstigen Kriegsmann ist die Stellung als Kolonnen-Kommandeur gerade keine allzuverlockende im Felde. Er er-

theilte seinem Feldwebel die nöthigen Befehle, warf sich auf's Pferd und trabte nach der Stadt.

Die Infanterie und Kavallerie marschirten theils auf der Hauptstraße theils auf den Nebenwegen, welche sich parallel derselben hinzogen. Der Zufall wollte, daß das Bataillon und die Schwadron, bei welchem Sulzen und Wettersfelde standen, dicht bei einander marschirten.

Anderthalb Meilen mochte man von der Garnison entfernt sein, als man einen Platz traf, der für das, stets in der Hälfte jedes Marsches abzuhaltende Rendezvous außerordentlich geeignet schien. Die Gewehre wurden zusammengesetzt, auf eine halbe Stunde die Helme mit den leichten Feldmützen vertauscht, die Kommisbrotstullen und Knackwürste aus den Brotbeuteln herausgeholt.

Auch die Offiziere fanden sich zusammen, die Burschen brachten Flaschen, Gläser 2c. Die Offiziere von den ganz in der Nähe kampirenden Husaren kamen zu den Kameraden der Infanterie herüber. Sulzen und Wettersfelde plauderten mit einander von der Liebsten, die sie in Thränen verlassen. Da kam

eine Ordonnanz angesprengt und brachte dem Bataillons-Kommandeur eine Meldung und eine Depesche.

Der Herr Major sah ziemlich bestürzt aus, als er gelesen hatte. Wenige Minuten später versammelte er die Offiziere um sich und theilte Ihnen die unerhörte Neuigkeit mit, daß der Frieden abgeschlossen sei und die zweite Hälfte des heutigen Marsches, lediglich eine Wiederholung des ersten in umgekehrter Richtung sein müsse.

Grollend und scheel sahen alle Offiziere darein. Wettersfelde, der es sich so schön geträumt hatte, wenn er mit blutgetränktem Schwert bei dem Siegesheimzug salutiren würde um später aus den Händen der angebeteten Braut den wohlverdienten Lorbeerkranz zu empfangen, Wettersfelde konnte einen kurzen und lauten Wuthausdruck nicht unterdrücken. Die Offiziere hatten ja alle mehr oder minder großer Thaten sich vermessen und sollten nun so zurückkehren! Schrecklich war's freilich.

In Wettersfelde's Gemüth machten sich aber bald andere Ideen Platz. Er zog Sulzen bei Seite und sagte: „höre mir kommt ein guter Plan. Du legst

das Tornisterchen ab, setzest die Mütze auf, besteigst mein zweites Pferd und reitest mit mir nach der Stadt zurück. Unsere beiden Kommandeure sind ja Bekannte der Schwiegerväter und geben uns gern die Erlaubniß."

Und so geschah's. —

Der Friede war da und die Demobilisirung kam bald. Die „Folgen der Mobilmachung" aber liegen zu Tage: drei junge Kriegsleute, durch die Aussicht auf den bevorstehenden blutigen Strauß zu größerer Initiative gedrängt, hatten kühner geworben und das Ziel erreicht.

Es ist selbstverständlich, daß keine der Bräute den andern den Vortritt für den Gang zum Altar lassen durfte. Im Familienrathe wurde eine große Tripel-Hochzeit beschlossen, die sehr feierlich ausfiel. Der alte Sanitätsrath hielt sein Wort und trank bei der Hochzeit, wie er gelobt hatte, „noch ein Gläschen mehr."

Späte Sühne.

Eine Erzählung aus der Gesellschaft.

I.

Der Präsident v. Weyhern war heute ein sehr glücklicher Mann. Einer der Lieblingswünsche seines Lebens hatte sich erfüllt: seinen Hals schmückte zum ersten Male das zierliche, ehr- und ruhmreiche Kreuz der Ritter von St. Johann, und Anton, sein langjähriger, alter Diener, hatte soeben vom Marchand-Tailleur den Galafrack gebracht, in welchen, auf der linken Seite, kunstvoll mit weißer Seide, wie es der Ritus vorschreibt, das achtspitzige Kreuz gestickt war.

Noch einmal las der Präsident das schmeichelhafte Schreiben des Prinzen aus der Residenz, welches als Begleiter des Ordenskästchens mitgekommen war.

Anton begann, ohne erst die Aufforderung abzuwarten, seinem Herrn bei der Toilette behülflich zu sein; es war jetzt ein halb auf fünf, um fünf Uhr hatte der Präsident den Wagen bestellt, und der alte Herr war sehr pünktlich.

Das schwarze Band sah sehr gut auf der weißen Halsbinde aus, der Präsident gestand sich selbst ein, daß er einen Anflug von Jugendeitelkeit habe. Die andern Orden im Knopfloch hatten doch eigentlich gar keine Bedeutung, Gelegenheitsgeschenke bei Gelegenheit fürstlicher Besuche, artige Komplimente und ein niedlicher Schmuck für verwaiste Knopflöcher, den aber ein Jeder erhalten konnte. Nur das eiserne Kreuz nahm er aus, das war ehrlich und heiß anno 14 am Montmartre von Paris erworben worden. Aber mit dem Orden, der ihn heute zum ersten Male schmückte, war es ganz etwas Anderes. Der war nicht für Jedermann; eine lange Reihe tadelloser Ahnen war unerläßliches Requisit der Kandidaten für diesen Schmuck; nicht der Schein einer Mesalliance durfte, auf Jahrhunderte hinauf, in die Familie fallen und ein grünes Reislein des Stammbaumes mit fahlem Gelb ankränkeln; dieser Orden war eine Art Ausläufer von Gottesgnadenthum; wer ihn tragen durfte, zeigte damit an, daß es edles Blut gewesen, welches, wie jetzt seine Adern, so einst die seiner Vorfahren durchrollte.

Sinnend blickte der Präsident in den Trumeaux.

„Fortan sollst du glänzen, ehrwürdiges Zeichen ritterlichen Samariterdienstes, bis in die spätesten Zeiten hinein auf der Brust jedes erstgeborenen Weyhern. Fleckenlos wird der Stammbaum bleiben, und was der Vater trug, wird seiner Zeit der Sohn mit Stolz aus fürstlichen Händen zurückempfangen."

Eine kleine Wolke lagerte sich auf die Stirn des alten Herrn, der jetzt an seinen einzigen Sohn dachte. Aber die Wolke schwand schnell wieder.

„Ah, bah," setzte der Präsident sein Selbstgespräch fort, „Lothar ist ein echter Weyhern, fest, gerecht, treu und — stolz, sehr stolz. Die letzte Eigenschaft wird ihm forthelfen über die Schrullen, die manchmal seinen gesunden Sinn bethören wollen."

Anton stand kerzengerade an der Thür.

Der Präsident sah ihn jetzt im Spiegel. Es war ihm unangenehm, daß der Alte vielleicht sein Selbstgespräch belauscht habe, — je nun, die ehrliche Seele hatte den Sinn desselben wohl kaum erfaßt.

„Ist der Wagen vorgefahren?"

„Zu Befehl, Herr Präsident!"

„Sage der gnädigen Frau, im Fall sie zeitig nach Hause kommen sollte, daß ich heute gleich einige der nöthigsten Besuche abmachen und wahrscheinlich Abends im Kasino speisen werde.“

„Zu Befehl, Herr Präsident,“ entgegnete Anton, der zu lange Soldat gewesen war, um nicht diese, verhältnißmäßig kurze, unter allen Umständen aber respektvolle Bejahung möglichst oft anzuwenden.

Der Präsident verließ das Zimmer. Anton folgte pflichtmäßig seinem Herrn, der ehe er in den Wagen stieg, das nächste Ziel der Fahrt nannte. Der Kutscher neigte gravitätisch den Kopf ein Wenig; „zu Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur,“ rief Anton; der Kutscher nickte und das prächtige Rappgespann trabte muthig über das Pflaster.

„Ich bin begierig, was mein alter Kriegskamerad sagen wird,“ lächelte der Präsident vor sich hin. „Da haben wir gleich einen Fall, wie er mir vorhin durch den Kopf ging. Uralter Adel; gewiß hätte er gern dieses schöne Zeichen, aber, — seine Mutter ist eine Pfarrerstochter. Eine brave Dame; er verehrt die würdige achtzigjährige Matrone, mit Recht, mit vollem

Recht, aber, aber" — — Der Wagen hielt vor dem Gouvernementsgebäude.

Die alten Freunde, der General und der Präsident (manch' Jahrzehnt war verrauscht, seit sie als freiwillige Jäger den Rhein überschritten) schüttelten sich herzhaft die Hand.

„Gratulire von Herzen," rief der General lustig, „wo Tauben sind, fliegen Tauben zu; freilich, das ist schon ein Vogel ganz exceptioneller Art."

Der Präsident wurde ein wenig verlegen, fast hätte er, denn der vulgäre Vergleich mit dem Vogel war doch am Ende zu drastischer Natur, etwas gesagt, was vielleicht den alten Freund verletzen konnte. Aber er that es nicht, er ging auf die Lustigkeit ein und begnügte sich zu sagen: „Exceptionell, ja, lange aber noch kein Alexander Newsky." Der General hatte bei seinem kürzlich stattgehabten Jubiläum dieses hohe russische Großkreuz erhalten.

„'Ne späte Erinnerung an einen gewissen Dienst." warf der General leicht hin.

„Weiß, weiß ja noch," sagte der Präsident, „wie Du den Polenreiter vom Pferde stachst, der dem hoch-

seligen Kaiser etwas nahe auf den Leib rückte. Und wenn damals Wladimir und Georg auf Deiner Brust antraten, mußte doch zum goldenen Jubiläum auch Alexander Newsky gratuliren."

Der Diener des Generals brachte eine Krystallkaraffe mit funkelndem Wein und Gläser.

„Nicht doch," rief der Präsident, „ich trinke jetzt keinen Tropfen. Es ist nicht meine Zeit und dann habe ich noch so manchen Besuch vor."

„Keine Ausrede, — wirst doch im Hochheimer auf Deinen Hochmeister anstoßen wollen?"

Das durfte der neue Ritter freilich nicht ausschlagen, und mit ganz behaglichem Gesichte ließ er das goldene Naß vom Rheine heruntergleiten, nachdem man mit einem „Hoch Se. Königliche Hoheit" die Gläser angeklingt hatte.

„Wie gehts Deinem Jungen," fragte der General darauf. „Mußt's mir schon zu Gute halten, wenn ich als Pathe von dem Herrn Premier so despektirlich spreche."

„Nach den letzten Nachrichten gut."

„Du bist ein glücklicher Mann, Weyhern," sagte

der General. „Lothar hat die Kriegsakademie brillant durchgemacht; wo er auch immer zur Dienstleistung kommandirt war, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, überall die beste Conduite, die wärmste Anerkennung, — weißt Du? Heute ist ein Freudentag für Dich, auch ich will Dir was sagen: nicht mehr ein halbes Jahr und Lothar hat die beiden Sterne in den Epauletten und den breiten Generalstabsstreifen an der Hose.“

„Es ist ein tüchtiger Junge,“ sagte der Präsident mit leuchtenden Augen. „Er hat Charakter, er hat Stolz! Du meinst es doch auch.“

„Nun ja,“ entgegnete der General trocken, „wenn Du unter diesen schönen Beziehungen etwas Anderes verstehst, als leider heutzutage hin und wieder üblich ist. Sieh her (mit diesen Worten nahm er von dem nahen Sekretär ein Paketchen militärischer Zeitschriften), ich kenne das v. W. unter den besten Artikeln hierdrin sehr wohl.“

„Lothar hat es doch gar nicht nothwendig, seine Freistunden mit dergleichen Firlefanz auszufüllen, und Du, Exzellenz, warst früher doch auch gerade kein Freund von Federfuchserei,“ entgegnete der Präsident.

„Als Erwerbszweig laß ich es gar nicht gelten. Er und Clara, beide erben dereinst ein hübsches Vermögen. Und Du lobst auch einmal jede Schreiberei."

„Davor soll mich der liebe Gott bewahren. Federfuchserei und Federfuchserei ist aber ein himmelweiter Unterschied. Was Dein Junge schreibt, hat Hand und Fuß, ist gediegen und mir z. B .eine große Freude zu lesen. Solche Federfuchserei, die belehrt und erfreut, — allen Respekt davor. Dein Lothar lebe, Freund," rief die Exzellenz und klingte mit dem Präsidenten an, der jetzt ernstlich Anstalten zum Aufbruch machte, da ihn die instinktive Furcht überkam, sein alter Kriegskamerad möchte noch gar zu oft irgend welche Gelegenheit zum toasten, anklingen und austrinken ergreifen. Und es hätte dann wahrlich nicht gut ausgesehen, Staatsvisiten im angeheiterten Zustande zu machen.

„Zum Herrn Grafen Conta," rief der Präsident dem Kutscher zu. Graf Conta war ebenfalls General und schon seit langer Zeit ein Träger des Ordensschmuckes, den der Präsident heut zum ersten Male der Oeffentlichkeit zeigte. Während der Wagen dahin

rollte, konnte sich Herr v. Weyhern nicht enthalten, wiederum darüber zu meditiren, ob nicht dennoch die Landpredigertochter, die altehrwürdige Matrone, Schuld sei, wenn Aeußerungen und Anschauungen der alten Exzellenz, ihres Sohnes, in Wege sich verirrten, von denen der wahrhafte Gentleman sagen mußte: sie gefallen mir nicht. „Schon neulich sagte er über Lothars Schriftstellerei," murmelte der Präsident, „daß das nicht nur den Geist übe, sondern Geld einbringe und nöthigen Falls ein schönes Vertrauen auf die eigene Kraft gebe. Ein Weyhern hat nicht nöthig, ein Lohnschreiber zu werden." Dann zog er einen stillen Vergleich zwischen Graf Conta und seinem alten Kameraden. Und das Zünglein der Waage neigte sich gewaltig zu Gunsten des Grafen. Da war jeder Zoll Noblesse und Gesinnung; der Graf hatte die „Exzellenz" noch nicht, aber er ließ sich nie General nennen: „Das kann Jeder werden, aber nicht Graf," hatte er sich einst geäußert. Und in diesem Punkte traf sich seine Ansicht mit der des Präsidenten, dessen Selbstgespräch in Betreff der Orden wir gehört haben. Die Familie Conta, alter italienischer Adel, war nicht

reich, aber sie hatte außerordentliche Verbindungen und Connaissancen. Sie war verschwägert mit einer neapolitanischen Principefamilie, die ihrerseits wieder ein verwandtschaftliches Aestchen hineinwachsen sah in eine Seitenlinie des deutschen Herrscherhauses, in dessen Diensten die Conta und die Weyhern standen. Lange schon trug sich der Präsident mit dem stillen Wunsche, ein festes Band zwischen seiner und der gräflichen Familie der Conta geknüpft zu sehen. Valeska von Conta war eine imponirend schöne Dame, wahrlich, sie und sein Lothar gaben ein prächtiges Paar.

Der Wagen hielt, und als er nach einem Viertelstündchen wieder weiter fuhr, um seinen Insassen noch zu diesem und jenem Staatswürdenträger zu bringen, war es ein recht zufriedenes Lächeln, das auf dem Gesicht des Präsidenten lagerte. Graf und Gräfin waren selbstverständlich die verkörperte Liebenswürdigkeit gewesen, hauptsächlich aber hatte ihn die Comtesse gefreut, die aus freien Stücken nach dem Befinden Lothar's gefragt, und, als die gestrenge Frau Gräfin Mutter als Ceremonienmeisterin einen eigenthümlichen Blick dafür auf sie warf, sichtlich

Mühe gehabt hatte, ein leichtes Erröthen zu verbergen. Das war eine Operationsbasis, auf welcher fortgebaut werden mußte. Der Präsident nahm sich vor, in den nächsten Tagen an seinen Sohn zu schreiben, und in leichten Umrissen demselben das Zukunftsgebäude zu zeichnen, welches vor seinem geistigen Auge bereits fix und fertig dastand.

Die übrigen Visiten waren bald abgemacht, die Rosse hielten vor dem Klubgebäude.

„Hole mich um zehn Uhr ab," rief der Präsident seinem Kutscher zu und stieg die Freitreppe zum Kasino hinan.

Das Kasino war Eigenthum der Crême der adeligen (doch nein, es waren auch bürgerliche Offiziere, wie sich von selbst versteht, und einige bürgerliche hochstehende Beamte und Mitglieder der haut finance, Mitglieder) oder vielmehr besten Gesellschaft der Provinzialhauptstadt, in welcher unsere Erzählung hauptsächlich spielt. Es war nicht so großartig wie die englischen Klubhäuser, aber immerhin eine recht schätzenswerthe Nachahmung en miniature mit eigenem Restaurant, Lese-, Spiel-, Billards- und Gesellschafts-

zimmern und den nöthigen größeren Räumlichkeiten, wenn sich das Bedürfniß herausstellte, zu wohlthätigen Zwecken Theaterstücke und lebende Bilder zu leisten, oder patriotische Gedenkfeste, wie Geburtstag des Königs rc., durch Zweckessen mit obligatem Ball zu verherrlichen.

Der Präsident, ein wohlwollender alter Herr, der oft den Stolz seiner Familie im Munde führte und wahrlich selbst denselben nie zur Schau trug, war heute der Gegenstand herzlicher Ovationen. Man gönnte ihm den adeligen Orden, namentlich seiner Gemahlin wegen, einer kalten, unnahbaren, exklusiven Dame, die trotz ihrer Frömmigkeit hin und wieder Stunden hatte, in welchen sie mit Gott haderte, daß er dem Plebs (für sie fing die Menschheit erst beim „Von" an) nicht auch äußerlich ein sichtbares Unterscheidungszeichen gegeben habe, z. B., da er doch in erniedrigender Arbeit sein Brod suchen und sein Leben fristen müsse, zwei rechte Hände oder dergleichen, statt einer rechten und einer linken. Man wußte, wie sehr die Dame den guten Ehemann (Eheherrn würde nicht bezeichnend sein) bestimmt hatte, Alles zu thun, der Auszeichnung

theilhaftig zu werden, man erzählte sich von vielen Briefen und Copien aus Archiven, die sie selbst der betreffenden hohen Stelle unterbreitet, und gönnte dem Präsidenten die Ruhe, die er jetzt haben würde.

Herr Präsident v. Weyhern schlug heute auch seine gewohnte L'hombrepartie aus; ein befreundeter Oberst vertrat ihn. Es gab ja heute so manches zu plaudern.

Nach einer Stunde kam der Landschafts-Direktor v. Twardow, ein alter Herr mit rothem Gesicht, in dem verrätherisch die schweren Weine von Burgund und Ober-Ungarn ihre Visitenkarten zurückgelassen hatten. Herr v. Twardow war geborener Pole, aber schon seit vierzig Jahren im Staatsdienst. Trotzdem aber sprach er noch jetzt das Deutsche mit jenem Accent, der, obgleich hart, dennoch unsere Muttersprache im Munde der Slaven so melodisch klingen läßt.

„Ich habe Deine Karte gefunden, Weyhern," sagte Herr v. Twardow, „bedauere aufrichtig, nicht zu Haus gewesen zu sein. Hätte Dich mit interessanten Neuigkeiten aus dem Bereich der 12. Ingenieur-Inspektion unterhalten können. Uebrigens schönsten Glückwunsch."

In der genannten Ingenieur-Inspektion diente Lothar von Weyhern. Der Präsident horchte auf; ohne Zweifel stand sein Sohn mit den interessanten Neuigkeiten in irgend welchem Zusammenhange, sonst hätte Herr v. Twardow nicht davon gesprochen.

„Erzähle, Landschafts-Direktor," sagte der Präsident, indem er sich erhob und auf den alten Polen zutrat in dem unbestimmten Gefühle, daß das, was er hören sollte, vorläufig nicht für die Ohren der Herren bestimmt sei, in deren Gesellschaft er sich bis jetzt befunden.

„Jetzt nicht, entgegnete Herr von Twardow, der Major wartet schon, ich muß ihm im Schach erst Revanche geben. s'ist nur etwas Pikantes, nichts Böses." Mit diesen Worten begab er sich in's Nebenzimmer, wo die Schachbretter ihrer ernsten, stillen Benutzer harrten.

Der Präsident blieb etwas unruhig zurück. Auch der bestellte Rehbraten, den der Kellner servirte, wollte gar nicht schmecken. Jetzt fiel ihm auch ein, wie merkwürdig es sei, daß sein Sohn den ganzen Tag vor seinem geistigen Auge eine Rolle gespielt habe. Er

hatte oft an ihn gedacht, an gewisse „Schrullen,“ aber auch an den ihm innewohnenden Stolz. Dann hatte wieder auch die Exzellenz mit Vorliebe von Lothar gesprochen; bei Conta's, wie wir wissen, hatte sich ein zarter Mund nach ihm erkundigt, jetzt kam ganz von freien Stücken Twardow auf die betreffende Ingenieur-Inspektion, und wenn auch nichts Böses, so sollte er doch etwas Pikantes erfahren.

Endlich waren die beiden Revanchepartien beendet; der schachlustige Major war schon zufrieden, dem Landschaftsdirekter, Schachkönig im Kasino, wenigstens eine Partie abgenommen zu haben. Herr v. Twardow setzte sich mit dem Präsidenten an einen kleinen runden Plaudertisch und ließ sich vom Kellner einen zweiten Schoppen Chambertin bringen.

„Ich sehe Dir's an, Weyhern, Du sitzest auf Kohlen, ich will Dich nicht länger warten lassen. Du weißt, daß ich es vorgezogen habe, unbeweibt durchs Leben zu gehen; ich habe weder Kind noch Kegel, wenn ich als letztere nicht meinen Neffen betrachten will, dessen Geburt meiner guten Schwester das Leben kostete, was wiederum meinen Schwager veranlaßte,

mit Hülfe einer bösartigen Lungenentzündung der Verstorbenen nachzufolgen. Ich ließ den Jungen erziehen, jetzt ist er ein lustiger, ein etwas sehr lustiger Husaren-Offizier. Meinen Mammon erbt er zwar einmal, und der liebe Gott hat mich bei Austheilung seiner Glücksgüter gerade nicht vernachlässigt; aber mit dreihundert Thalern Monatszulage konnte das zweiundzwanzigjährige Kerlchen wahrlich auskommen, zumal ich mich beim Jahresschluß noch nie geweigert habe, seine Schulden zu bezahlen, die er mit einer anerkennenswerthen Regelmäßigkeit auf zweitausend Thaler zu bringen und mir mit den Rechnungen, in der Regel am dritten Feiertage, einen Nachgeschmack der Weihnachtsfreude (die Geschenke für mich sind gewissenhaft dabei) zu machen versteht. Seitdem aber der junge Prinz D. im Regimente Dienst thut, nehmen die Briefe des Jungen einen düstern Charakter an. Er kann durchaus mit dem Gelde nicht mehr auskommen; und da ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machen will, es zur Noth mit der tief verschuldeten Familie des Prinzen auch aufnehmen kann, so habe ich meinem Neffen als nochmalige, aber

letzte, wirklich letzte Erhöhung, hundert Thaler monatlich zugelegt. Die Dankbarkeit kennt nun selbstverständlich vorläufig keine Grenzen, und sie bethätigt sich vorläufig eklatant. Denn wenn ein Husaren-Offizier so viel Sitzfleisch aufzutreiben vermag, daß er den Dankbrief für den alten Onkel buchartig auf vier Quartbriefseiten ausdehnt, so ist das so unerhört, daß es alle Anerkennung verdient. Die letzte Seite des Briefes, der voller Sport und anderer Neuigkeiten ist, wird Dich nur interessiren; ich habe die Stelle mit Bleistift angestrichen. Da, lies."

Mit diesen Worten gab der Landschafts-Direktor dem Präsidenten einen Brief. Dieser griff hastig danach und las die mit blauem Stift angestrichene Stelle:

„Und nun noch etwas über eine Angelegenheit, mein liebes Onkelchen, die leicht einen bösen Ausgang hätte nehmen können, nun aber in eine ganz verwunderliche Bahn eingelenkt ist, die das Hauptgespräch in unsern Kreisen bildet, manches Kopfschütteln und manche Bemerkung hervorruft. Die Sache betrifft Lothar Weyhern und den Lieutenant Zaluskowski von der Artillerie. Beide, und noch zehn oder zwölf

andere Kameraden, sitzen im Garten der Ressource, als die Vorsteherin und die Lehrerinnen eines Mädchenpensionats ihre flüggen Küchlein in die Luft führen. Unter den Lehrerinnen befindet sich, seit einigen Monaten erst, wie ich höre, ein wunderbar schönes Weib, eine Frau von zwanzig Jahren. Als die Heerde, Gott verzeihe mir diese frevelhafte Bezeichnung, beim Ressourcen-Garten vorbeikommt, erhebt sich Weyhern, tritt etwas vor und begrüßt jene Frau mit einer chevaleresken Ehrerbietung, wie ein Page seine Königin. Die Dame dankte und erröthete tief; man merkte, daß die Beiden bekannt mit einander seien. Wie lange, woher, wie nahe, wer kann es wissen?

Zaluskowski macht eine Bemerkung; sie hätte zarter sein können, Weyhern thut, als habe er nichts gehört. Zaluskowski wird unternehmend, er war etwas angeheitert, denn die Artillerie hatte zu Mittag von einem Kameraden, der unter Beförderung versetzt worden war, einen tüchtigen Satz gehabt, und gefällt sich in einer andern Bemerkung, die freilich ganz entschieden unpassend war. So ungefähr eine Variation über das Thema aus „Faust“:

„Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh',
Brauchte den Teufel nicht dazu
Solch' ein Geschöpfchen zu verführen.“

Jetzt aber brach das Donnerwetter los. Erdfahl und zitternd sprang Weyhern auf und hätte Zaluskowski an der Kehle gepackt, wenn ihn nicht glücklicher Weise Schwendy, von unserer zweiten Schwadron, festgehalten. Böse Reden aber fielen nun, Weyhern war furchtbar aufgeregt, dann schnallte er den Degen um und verließ den Garten. Weiterungen konnten natürlich nicht ausbleiben; ein Duell auf Leben und Tod schien unvermeidlich. Um so mehr erstaunte die ganze Garnison, als nach einigen Tagen, ebenfalls in dem von Kameraden sehr stark besuchten Ressourcegarten, Zaluskowski auf Weyhern zutritt, ihm die Hand bietet und in wenigen herzlichen Worten um Verzeihung bittet. Weyhern schlug ein und die Sache war, zu aller Erstaunen, todt. Möglicherweise sind die Gesetze der Ehre bei unsern Elitewaffen, Genie und Artillerie, andere als bei uns gewöhnlichen Kriegsknechten. (Als der Präsident diese hämische Bemerkung las, begann seine Hand merklich zu zittern.) Wie

das Alles gekommen, scheint vorläufig tiefes Geheimniß der Betheiligten bleiben zu sollen. Wenig dringt davon in unsere Kreise und dies Wenige mag übertrieben sein. Man sagt, Weyhern habe dem Hauptmann Schrötter, der in Zaluskowski's Namen bei ihm war, erklärt, die betreffende Dame sei seine Braut. Wie viel daran Wahres ist, ist, wie gesagt, ungewiß; nur so viel scheint sicher, daß Weyherns eigener Oberst die Sache als noch nicht ganz abgethan betrachtet. Dies, lieber Onkel, wären so ziemlich unsere berühmtesten causes célèbres. Schließlich nun" — —

Der Präsident gab, bis zu diesen Worten gekommen, den Brief zurück. Er bemühte sich, recht unbefangen auszusehen, als er zu dem Landschaftsdirektor sagte: „da werden die jungen Leute wohl aus der Mücke wieder einen Elephanten gemacht haben."

„Glaub's selbst," lachte Herr von Twardow, „aber, bei allem Respekt vor Deinem sans phrase trefflichen Sprößling, scheint wenigstens eine Bewahrheitung des Sprichworts „Stille Wasser sind tief," wieder einmal eingetroffen."

Der Präsident sah nach der Uhr. Es war noch

zu zeitig, an den Heimweg zu denken; er mußte auch ein klein wenig sich beruhigen, die Nachricht hatte ihn doch gewaltig alterirt. So verführte er denn den Landschaftsdirektor zu einer Partie Piquet, mußte sich aber nach einer Stunde, als er nebenbei noch einen Spielverlust von vier Friedrichsd'or bezahlt hatte, gestehen, daß seine Unruhe nicht geringer geworden war.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?“ fragte der Präsident den getreuen Anton, indem er, in seinem Arbeitskabinet angekommen, dem alten Diener Paletot und Hut zuwarf.

„Zu befehlen, Herr Präsident, die gnädige Frau sind seit einer halben Stunde zu Hause.“

Der Präsident ging mit starken Schritten auf und nieder.

„Sage der Kammerfrau, daß sie mich bei der gnädigen Frau meldet, vorausgesetzt, daß dieselbe noch nicht zur Ruhe gegangen.“

„Zu befehlen, Herr Präsident.“

Anton wollte gehen, den Auftrag auszuführen. In der Thür aber erhielt er noch Contreordre.

„Ich habe mich anders besonnen, Anton, laß es sein. Ich bedarf übrigens heute deiner nicht mehr. Du kannst gehen."

„Zu befehlen, Herr Präsident." Die Thür schloß sich.

„Ich will Betty die Freude des Tages nicht durch einen Wermuthstropfen zum Schluß verderben," sagte der alte Herr zu sich. „Schließlich läuft das Ganze auf ein leeres Garnisongeschwätz hinaus. Denn wäre etwas Ernstliches an der Geschichte, so hätte Fritz sicherlich geschrieben. Ich werde übrigens gleich morgen bei ihm anfragen.

Fritz von Rothenburg, Regierungs-Assessor in derselben Stadt, in welcher Lothar in Garnison stand, war der Verlobte von Clara von Weyhern, der einzigen Tochter des Präsidenten.

Lange aber brannte heute noch die Lampe auf dem Arbeitstische des alten Herrn.

II.

Lothar von Weyhern saß in seinem Zimmer, schwermüthig ruhte sein Haupt auf der Hand. Vor ihm lag ein großer Foliant, dessen Titelblatt anzeigte, daß der Inhalt, dereinst vor mehr denn hundert Jahren von dem großen französischen Ingenieur Vauban geschrieben worden sei. Aber der Lieutenant sah nicht in das Buch, sein Blick streifte darüber hinweg, und wenn er auf dem kleinen schwarzen Punkt an der Wand auch haften blieb, dieser kleine Punkte war es nicht, der die Aufmerksamkeit unseres Helden fesselte. Sein Geist weilte fern vom Zimmer und schmiedete Pläne auf Pläne. Die Wohnung des Offiziers war eigenthümlich eingerichtet. Man mußte schwankend werden, ob hier ein gelehrter Militär oder ein militärfreundlicher Gelehrter hause. An den Wänden zogen sich große Bücherschränke hin, über dem Schreibtische aber war ein militärisches Tableau angebracht, eine Rüstung, gekreuzte Säbel, Pistolen und Sporen, Feldflaschen, Marschpfeifen und Wehrgehänge. Wo ein

Platz an der Wand leer war, bedeckte irgend eine Karte die Tapete, und auf einem Tisch, in der Nähe der Thür, befand sich ein wunderbares Produkt mechanischen Kunstfleißes, viel Kupferdraht mit grüner Seide übersponnen, schwarzlackirte Handgriffe, blanke Stahl- und Messingstängchen und Kügelchen, und Scheiben mit Zahlen und Alphabeten. Wenn der Besucher fragend auf den Offizier sah und auf den Tisch mit seinen Utensilien deutete, da fuhr wohl ein befriedigtes Lächeln über das Gesicht des Lieutenants, wenn er sagte: „Modell eines Zeigertelegraphen von Siemens und Halske, mit einigen kleinen Verbesserungen von mir."

Man konnte also aus dem Aeußern schon schließen, daß der Bewohner dieser Räume sich in so manchem Gebiete der Wissenschaft umgesehen haben mochte. Das war auch der Fall; Lothar von Weyhern aber hatte es verstanden, die Klippen zu vermeiden, die solche Vielseitigkeit mit sich bringt. Feind jeder Oberflächlichkeit, hatte er durch geizige Benutzung seiner Zeit und eisernen Fleiß ein umfassendes Wissen sich angeeignet; er war gerecht in vielen, wenn freilich

auch nicht in allen Sätteln, und wie er seinen Platz in der Front und auf den Uebungsplatz bei den Fleschen, Tranchéen, Sappen und Pontons ausfüllte, so hätte er auch seinen Mann gestanden, wenn er auf das Katheder gestellt worden wäre mit der Weisung, über Feldmeßkunst, Kegelschnitte oder Elektromagnetismus zu dociren, selbst wenn ein nimmersatter Censor noch verlangt hätte, daß solches Dociren in fremder Zunge, z. B. englisch oder franzöſich, zu geschehen sei.

Solches Bewußtsein der Leistungsfähigkeit gab dem Offizier ein schönes, anerkennenswerthes Selbstgefühl ohne Ueberhebung, er wußte, daß er vollständig auf eigenen Füßen stehen könne, wenn irgend welche bösen Verhältnisse das einst erheischen sollten, und hierin fand er auch den Stolz, dessen sein Pathe, der alte Gouverneur, zu dem Präsidenten Erwähnung gethan.

Dabei sah der Lieutenant keineswegs einem Stubensitzer ähnlich. Sein männlich schönes, von Gesundheit strotzendes Gesicht war verbrannt und verwettert von Sonnenschein und Regen draußen auf

dem Pionierübungsplatze und auf dem Strome beim Brückenschlagen, ein schöner brauner Bart umrahmte, leicht gekräuselt, die Wangen, das Kinn, wie es zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, noch Vorschrift war, frei lassend, die nußbraunen großen Augen schauten frei, doch nicht ohne einen poetisch sinnenden Ausdruck unter den kühn geschwungenen Brauen hervor.

Heute, wo der Lieutenant über den Vauban hinweg in's Leere schaute, kam dieser sinnende Ausdruck mehr denn je zur Erscheinung. Und wohl mußte es so sein, denn eine ernste Erwägung, eine Lebensfrage beschäftigte den Offizier. Was des Landschaftsdirektors Neffe, der Husaren-Lieutenant geschrieben hatte, war so ziemlich der vollen Wahrheit nahe gekommen. Wohl hatte er dem Hauptmann Schrötter erklärt, daß Fräulein Hedwig Krause, die schöne Lehrerin, seine verlobte Braut sei; wohl war es richtig, daß sein eigener Oberst so eigenthümliche Bemerkungen hatte fallen lassen, daß es ihm fast zur Pflicht wurde, seinen Abschied oder doch seine Versetzung zu beantragen. Aber auch im letztern Falle, das mußte er sich eingestehen, würde sein inniges und aufrichtiges

Verhältniß zu Hedwig Gelegenheit zu Bemerkungen, ja vielleicht zu Reibungen, gegeben haben. Dabei hatte er an seine Eltern, und wie diese die Angelegenheit aufnehmen würden, noch gar nicht gedacht. Eine Einwilligung in eine Verbindung war, seitens der Mutter wenigstens, gar nicht zu erhoffen. Es blieb nichts übrig, da er von dem geliebten Mädchen weder lassen wollte noch konnte, als den Abschied zu nehmen, sich auf eigene Füße zu stellen, und, trotz Mama und der ganzen verwandtschaftlichen Sippe das Bibelwort zur Wahrheit zu machen: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen."

Alle diese Betrachtungen und Eventualitäten gingen dem Lieutenant durch den Kopf; er war so versunken in seine Träumereien, daß er das Klopfen an der Thür schon zweimal überhört hatte.

Es klopfte zum dritten Male, gleichzeitig aber wurde auch die Thür geöffnet.

„Berechnest Du eine Kometenbahn oder erfindest Du gerade eine neue Art Schanzkörbe, Lothar?" rief eine lustige Männerstimme. „Ich habe mir fast den

Handschuh durchgeklopft und gerechten Anspruch auf Schadenersatz."

Es war des Lieutenants künftiger Schwager, der dieses sprach.

„Oh, sieh da, Fritz," entgegnete der Offizier. „Entschuldige meine momentane Taubheit. Ich dachte zwar nicht an so himmlische Dinge, wie eine Kometenbahn, und nicht an so kriegerische, daß sie mit Schanzkörben in Verbindung gebracht werden können, dennoch war ich in Gedanken versunken und überhörte Dein Klopfen. Was verschafft mir, welchem glücklichen Umstande verdanke ich Deinen seltenen Besuch?"

„Sehe einer diesen perfiden Jesuiten an," sagte der Assessor, der sich einen Sessel herzugerückt hatte, mit Laune, „kommt man einmal, so heißt es, „der Herr Lieutenant sind bei dem Herrn Professor," wo der einstige Schwager wohnt, wissen der Herr Lieutenant überhaupt nicht mehr, das hält ihn aber nicht ab, von seltenem Besuch, glücklichem Umstande und, was Allem die Krone aufsetzt, gar noch von Dank zu sprechen. Da muß man freilich glauben, was der Papa Ungeheuerliches schreibt. Der Brief führt mich

zu Dir, Lothar. Ganz klug werde ich daraus nicht. Sage, was ist denn eigentlich vorgefallen; Ihr habt doch Alle sonst die glückliche Gewohnheit, nichts verschweigen zu können, und diesmal scheint sich das ganze Offizier-Corps das Wort gegeben zu haben, ein vollkommenes Schweigen zu beobachten, denn ich habe in meinen Kreisen nicht einmal von der Sache munkeln hören. Da lies den Brief."

Das gebräunte Gesicht des Lieutenants verhinderte das leichte Erröthen zu sehen, welches die Erwähnung des „Herrn Professors" hervorrief. Er nahm mit Hast den dargereichten Brief des Vaters, während der Assessor mit Gemüthsruhe in den Cigarrenkasten auf dem Schreibtische griff und eine würzige Havannah in Brand setzte.

Der Lieutenant las mit eigenthümlichen Gefühlen das Schreiben, das unter anderm auch eine wirkliche Abschrift des betreffenden Passus aus dem Briefe des Husarenoffiziers an Herrn v. Twardow enthielt, der zu diesem Behufe den Bericht des Neffen dem Präsidenten geliehen hatte.

Mit einem etwas trüben Lächeln gab Lothar den Brief zurück.

Der Assessor sah den zukünftigen Schwager fragend an.

„Die Hauptsache ist wahr, lieber Freund. Das Nachdenken über die Angelegenheit war es auch, das mich Dein Klopfen überhören ließ."

Der Assessor fuhr überrascht auf seinem Sessel zurück. „Der Teufel! das schreibe ein Andrer zu Hause, — ich nicht. Tausendmal kann ich meine Unschuld betheuern, Mama würde doch geneigt sein, mir beim nächsten Besuche die Augen auszukratzen."

„Schreiben ist auch nicht nothwendig, Fritz, wenn Papa es auch wünscht. Ich werde heut noch um Urlaub bitten und selbst nach Hause reisen. Vorher werde ich kurz meine Ankunft melden, anzeigen, daß Du mir den Brief zu lesen gegeben und daß er mich veranlaßt, zu näherer Auseinandersetzung die Reise zu machen."

„Das ist das beste, Lothar. Verzeihe mir die Frage: hast Du auch alles überlegt?"

„Alles! Und mein Entschluß ist gefaßt!"

„Und wie heißt Deine Flamme? — Na, mache kein böses Gesicht, meinetwegen, wie heißt Deine Braut?"

„Hedwig Krause.“

„Also nicht von Familie?“

„Wie Du willst,“ antwortete der Lieutenant fast heiter, „sie hat ihren Vater gar nicht gekannt und nur eine dunkle Ahnung von ihrer Mutter. Diese starb, als Hedwig vier Jahre alt war. Wenn es übrigens wahr ist, daß Braut und Bräutigam sich ähnlich sehen müssen, soll die Ehe eine ersprießliche sein, so werden wir sehr glücklich leben, denn wenn sich Hedwig Mannskleider anzöge, sie könnte dreist als mein jüngerer Bruder figuriren.“

„Was war denn der Vater?“

„Ueber dem Vater schwebt auch ein Geheimniß, das zu ergründen ich gar keine Lust habe.“

„Nun,“ sagte der Assessor aufstehend, „Du weißt, daß ich Gründe habe, über solche Punkte so tolerant als nur möglich zu denken. Leicht ist Deine Position nicht. Je nun, Du bist der Mann, alle Schwierigkeiten zu überwinden.“ Er reichte dem Offizier die Hand und schüttelte sie kräftig.

„Gehe Deinen Weg, Lothar, und eins noch, beruhige den guten Papa bald.“

„Ich bitte heute noch, bei der Parole, um Urlaub. Sporkheim kommt in diesen Tagen zurück, dann werde ich wohl auf einige Zeit entbehrlich sein. In acht Tagen spätestens hoffe ich mit dem Papa, Mann gegen Mann, zu sprechen.“

Lieutenant von Weyhern hatte, wie er vorausgesetzt, die Zusage erhalten, sobald der jetzt noch beurlaubte Offizier zurückgekehrt sei, seinerseits auf acht Tage, längere Zeit hatte er nicht erbeten, Urlaub zu erhalten. Der Nachmittagsdienst war gethan, wir finden unsern Helden in seinem Schlafzimmer, eifrig bemüht, die staubigen Spuren des Dienstes von seinem Körper zu tilgen.

Eine Viertelstunde später sehen wir ihn auf dem Wege zu dem mehrerwähnten Professor.

Professor Helldorf war Lothar's Lehrer gewesen, ehe er seine Stellung am Gymnasium aufgab, um die Leitung einer großen Erziehungsanstalt in der Stadt zu übernehmen, welche ein Zufall als spätere Garnison für Lothar ausersehen hatte. Die Frau Professorin stand gleichzeitig einem ausgedehnten, sehr

angesehenen Mädchenpensionate vor, welches mit jener Erziehungsanstalt einen Theil der Lehrkräfte gemeinsam hatte. Als Hauptlehrerin, trotz ihrer Jugend, wirkte an jenem Pensionate seit einiger Zeit Fräulein Hedwig Krause. Das Fräulein war eine Waise und schon seit Jahren gewöhnt, auf eigenen Füßen zu stehen, in der Familie des Professors hatte sie eine Heimath gefunden. Hier auch war es, wo Lothar von Weyhern, ein gern gesehener Gast in der Häuslichkeit seines frühern Lehrers, das Fräulein zum ersten Male sah. Der Eindruck, den das schöne, sanfte Mädchen, auf dessen Stirn holde Anmuth im Verein mit weiblichem Adel thronte, auf den Offizier machte, war vom ersten Tage an ein überwältigender gewesen. Sie that nichts, um zu gewinnen, und eben deshalb gewann sie, eroberte sie. Aus der Ehrerbietung in Lothars Benehmen wurde eine stumme Huldigung. Erröthend wurde sich das Fräulein der Macht bewußt, die sie auf den Offizier ausübte; das Erröthen aber bewies die Wirkung einer Contremacht seinerseits. In Stunden kälterer Ueberlegung versuchte sie Herr zu werden über die Gefühle, welche ihr Herz durch-

tobten, welche bereits begannen, sie unsicher zu machen in der Gegenwart des Geliebten. Sie rang mit Thränen im Auge, mit heißen Thränen, aber sie rang vergeblich, denn Frau Minne läßt sich nicht spotten, wo sie sich festgesetzt hat mit ihrer wunderbaren Macht. Sie, ohne Heimath, ohne Namen fast, und er, der reiche, schöne, geistvolle Offizier, vor dem die Zukunft so hoffnungsreich, so goldig lag! Nein, sie mußte weiter kämpfen, sie mußte endlich siegen. Zu gut und zu stolz, um als Spielzeug zu dienen, ohne Hoffnung für ihre Liebe, was sollte aus ihr werden?

In solcher Stimmung traf sie eines Nachmittags Lothar allein; der Professor war mit seiner Frau ausgegangen. Schnell trocknete Hedwig die Thränen und versuchte zu lächeln.

Lothar war schon seit Wochen gewöhnt, wenn er kam und ging, gut altdeutsch bürgerlich den Gliedern der ihm lieben Familie die Hand zu schütteln. Er reichte auch heute Hedwig die Hand; die Hand des Mädchens zitterte in der seinen. War das schon öfter der Fall gewesen? Er hatte es bis jetzt noch nie bemerkt.

Er sah ihr in's Gesicht; noch hingen die letzten Spuren der Thränen in den langen, seidenen Wimpern.

„Sie haben geweint, theures Fräulein? Sie haben Kummer?“ fragte er herzlich, aber in dem Tone seiner Stimme lag mehr als bloße Herzlichkeit, und dabei sah sein braunes Auge so innig in das des schönen Mädchens.

„O, lassen wir das, Herr Lieutenant, es ist nichts.“

Aber Lothar schien nicht geneigt, so leicht sich zu bescheiden. Er faßte auch nach der anderen Hand und hielt sie in der seinen, ehe noch Hedwig so recht zur Ueberlegung kam, ob sie die Hand zurückziehen sollte oder nicht. Doch nun füllten sich plötzlich wieder die schönen Augen mit Thränen und die Brust des Mädchens hob und senkte sich in schnellen Pulsen.

„Lassen Sie mich los, lassen Sie mich um Gotteswillen los,“ stieß sie fast flehentlich hervor.

„Nein, ich lasse Dich nicht, Mädchen, nun und nimmermehr,“ rief Lothar jauchzend, „ich bin hergekommen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, daß ich Dich unendlich liebe, mit jeder Faser meines Herzens,

daß Du mein sein sollst, und müßte ich ringen und kämpfen um Dich."

Er zog das Mädchen an sich, willenlos folgte sie; sie lag an seiner Brust, süße Küsse wurden gegeben, wurden genommen, und in selige Thränen, die leise über die Wangen rollten, löste sich die pochende Unruhe ihres Herzens.

„Das war's ja, weshalb ich vorhin weinte, ich bin ja nichts vor Dir, ich fürchtete meinen Halt, Dir gegenüber, zu verlieren, ich habe Angst vor Dir gehabt, Du böser, lieber, lieber Mann," sagte Hedwig, selig unter ihren Thränen lächelnd.

„Du bist mein, mein für immer, und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen," jubelte Lothar, und wieder fanden sich die heißen Lippen zu langen, innigen Küssen.

Da ging die Thür auf, der Professor und Frau traten in das Zimmer.

Das Pärchen flog auseinander, wie eine in Purpur getauchte Rose stand Hedwig da. Ernst schaute der Professor auf Lothar.

Dieser aber ergriff die Hand des geängsteten

Mädchens und sagte in heiterm Ton: „Wünscht mir Glück, Ihr Herrschaften, hier neben mir steht mein liebes, liebes Bräutchen."

Und an den glücklichen Gesichtern sah der Gelehrte wohl, daß hier kein häßlicher Scherz getrieben wurde. In der ganzen Garnison gab es aber heute keine glücklicheren Menschen als den Lieutenant v. Weyhern und die schöne Hedwig Krause.

Am andern Tag hatte der Proffessor den Lieutenant auf ein Stündchen nach seinem Arbeitskabinet gebeten. Hier sagte er ihm das Wenige, was er über die Herkunft seines Schützlings wußte, und verhehlte nicht, daß es genügend sein würde, eine Verbindung des „Lieutenants" v. Weyhern mit seiner Braut unmöglich zu machen, selbst vorausgesetzt, daß der Widerstand der Weyhernschen Familie so leicht zu brechen sein würde. Der Professor bat noch einmal, doch alles ja recht genau zu überlegen.

Lächelnd und nur mit halbem Ohre hatte Lothar zugehört.

„Der „Lieutenant" denkt möglicher Weise auch gar nicht an solche Heirath," sagte er dann.

Der Professor sah ihn groß an.

„Ich bin Soldat,“ fuhr der Offizier fort, „und liebe meine Waffe mit Passion; aber mit Seelenruhe will ich dieses Portepee zerreißen und diesen Rock an den Nagel hängen, wenn sie mich hindern sollten, die Ruhe, den Frieden und das Glück meines Lebens zu finden. Ich weiß auch, daß es schwere Kämpfe mit den Meinigen kosten wird, doch selbst eine drohende Enterbung schreckt mich nicht zurück. Sie, Herr Professor, haben mich oft in meinen Bestrebungen ermuntert, eine Selbständigkeit zu erwerben für alle Eventualitäten des Lebens. Sie hatten die Güte, wenn freilich auch im Scherz, mir neulich ein Anerbieten zu machen, eine Aussicht zu eröffnen, und ich konnte Ihnen sagen, daß meine kleinen literarischen Spielereien, trotz der wenigen Zeit, die ich darauf verwende, mir bereits eine Jahres-Nebeneinnahme von drei- bis vierhundert Thalern einbringen, und welchen freudigen Stolz es mir gewähre, wenn ich dieses durch geistige Arbeit verdiente Geld in Empfang nehme. Der Scherz scheint sich in Ernst verwandeln zu wollen, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Meinung nicht geändert haben.

Auf dem Gesichte des Professors malte sich ein ungeheucheltes Erstaunen.

„Was?“ fragte er, „Sie, Sie wollten Ihre glänzende Carrière aufgeben, im mühevollen Beruf des Lehrers Ihr Leben zu gewinnen suchen, um Ihrer Liebe willen?“

„Warum nicht? Es ist mein Lebensglück, das ich zu erringen hoffe, und es wird mein Stolz sein, die Existenz Niemand zu danken als meiner eigenen Kraft.“

„Sie sind ein Ehrenmann,“ rief nun der Professor freudig erregt, „und habe ich Sie bisher geachtet und geschätzt, heute kulminirt meine Achtung. Die Stellung des Lehrers der Mathematik und Naturwissenschaften wird in sechs Wochen frei, sie trägt bei zwanzig Stunden wöchentlich neunhundert Thaler. Ein Wort von Ihnen (sprechen Sie es nicht heute, sprechen Sie es meinetwegen acht Tage vor dem Termine aus) und die Stellung ist die Ihre. Und jetzt lassen Sie mich gestehen, daß ich mich nun erst Ihrer Bräutigamschaft freue; gestern war ich verblüfft, die Sache schien mir vage, zukunftslos in der Luft zu

zu schweben. Geben Sie mir ihre Hand, Weyhern; meinen herzlichen aufrichtigen Glückwunsch." Aus dem Händedruck aber wurde eine trauliche Umarmung zweier Männer, die stolz und selbstbewußt ihren Weg, eigener Kraft vertrauend, im Leben gingen.

„Jetzt aber hinüber zu den Frauen," sagte der Professor, „heute soll die Verlobung gefeiert werden und das Beste auf den Tisch kommen, was Küche und Keller zu bieten vermögen." — —

Wir kehren nach dieser nothwendigen Beleuchtung früherer Ereignisse zu Lothar zurück, der eben das Haus des Professors Helldorf betritt. Auch heute will er erst mit dem väterlichen Freunde selbst sprechen, ehe er sein Bräutchen aufsucht. Noch vierzehn Tage und der Termin ist da, an welchem die Lehrerstelle an dem Institute frei wird. Sein Entschluß ist gefaßt; er hat sich oft geprüft in den letzten Tagen, er weiß, daß er mit Freudigkeit in das neue Leben eintreten wird. Von Tag zu Tag ist seine Verehrung für seine angebetete Braut größer geworden, wenn etwas, so waren die Ereignisse der letzten Zeit dazu angethan, ihn in seinem Entschluß zu bestärken. Er

wollte dem Professor heute sagen, daß der Schleier des Geheimnisses gelüftet sei, — daß seine Eltern um das Verhältniß zu Hedwig wüßten, daß er binnen Kurzem nach Hause reisen würde, daß aber die Antwort in Betreff der Zustimmung nicht zweifelhaft sei. Unter solchen Umständen möchte der Professor schon heute seine Meldung um die Stelle als definitiv ansehen. Von seiner Heimat aus wollte er das Entlassungsgesuch gleich absenden.

Der Professor, dem Lothar soeben das Alles vorgetragen hatte, nickte zustimmend.

„Und doch, lieber Weyhern, ist es mir so, als ob Umstände eintreten würden, die Ihren heroischen Entschluß rückgängig, weil nicht nothwendig, machen werden.“

„Ich habe ein solches Gefühl nicht,“ sagte Lothar, „ich werde von Tag zu Tag vertrauter mit dem Entschluß, ja, ich gestehe aufrichtig, daß der Abschied aus den bisherigen Verhältnissen mir leichter zu werden scheint, als ich dachte, daß ich mich freue auf den neuen Wirkungskreis.“

Er ging dann hinüber in das Zimmer der Damen

und fand sein Bräutchen allein. Ihr Blick ruhte innig auf dem geliebten Manne, der ihr mittheilte, daß die Entscheidung bevorstehe.

„Und Alles, Alles willst Du aufgeben um meinetwillen!“ sagte sie leise, den Kopf an seine Brust lehnend.

„Gewiß, mein theures Lieb, und glaubst Du, daß es mir so schwer wird? Mehr, tausend Mal mehr würde ich aufgeben, als eine Uniform und eine unendliche Zahl Vorurtheile, hieße es Dich zu gewinnen. Glaubst Du denn, daß das Bewußtsein ein angenehmes ist, durch diesen Rock behindert zu sein, Dich vor der Welt die Meine zu nennen?“

„Und ich muß es sein, die Dich den Deinen entfremdet?“ klagte das schöne Mädchen. „Nie werde ich Deine Mutter die meine nennen dürfen, bittere Stunden wird mir das Bewußtsein bereiten, daß uns des Vaters Segen fehlen und der Mutter Fluch verfolgen wird. Und Du weißt, was die Bibel sagt.“

„Wir haben Beide nichts verschuldet, mein Lieb, und die Bibel kann über Unschuldige nicht den Stab brechen. Du kennst ja auch den andern Spruch, an den ich Dich schon einmal erinnerte, von dem Manne,

der Vater und Mutter verlassen wird, um an seinem Weibe zu hangen. Die Zeit heilt Manches und ändert Viel. Glaube mir, denn ich lebe der frohen Zuversicht, die Stunde kommt einst, wo Du mit offenen Armen von den Meinen aufgenommen wirst. Der Werth einer Perle kann momentan aber nicht für immer verkannt werden."

So tröstete Weyhern die zagende Braut, und beide ahnten nicht, wie nahe die frohe Entwickelung ihres Schicksals war.

III.

Einige Tage waren vergangen. Des Dienstes immer gleich gestellte Uhr schnurrte ihren gewöhnlichen Gang; Weyhern zählte die Stunden bis zum Beginn seines Urlaubs. Da kam ein ärgerlicher Zwischenfall, der Kamerad Sporckheim, auf dessen Rückkehr Lothar wartete, um abreisen zu können, hatte, eines Familienfestes wegen, einen dreitägigen Nachurlaub erbeten und erhalten. Unser Held beeilte sich, seinem Papa die Verzögerung mitzutheilen.

Aber auch in diesem zweiten Briefe hütete er sich, näher auf die schwebende Angelegenheit einzugehen und vertröstete den, wie er annehmen mußte, recht betrübten Papa auf seine mündliche Berichterstattung.

Der Bursche trug den Brief auf die Post; Lothar nahm seinen lieben Vauban wieder vor. Heute aber sah er nicht über den Folianten hinweg. Fleißig studirte er in dem französischen Werke und fleißig machte er sich Anmerkungen und kleine Zeichnungen

auf bereit liegende Papierstreifen. Ruhige Heiterkeit und Klarheit lag auf dem schönen Gesichte des Offiziers, es war der Spiegel seiner Seele, aus welcher jede Unruhe geschwunden, seitdem sie den rechten Weg, der zu gehen war, erkannt hatte.

Lothar machte eben eine kleine Pause in seinem Studium, als es an die Thür klopfte.

Wahrscheinlich wieder Fritz mit einer Hiobspost sagte er, lächelnd „herein" rufend.

Ein ältlicher Herr in Reisekleidern trat in das Zimmer.

Scharf blickte Lothar einen Augenblick auf den Fremden, dann sprang er auf, breitete die Arme aus und eilte mit einem frohen „Onkel, mein lieber Onkel", dem alten Herrn entgegen. Wie oft hatte er den Gedanken gefaßt, den wohlwollenden Bruder des Vaters zu seinem Vertrauten, seinem Anwalt, zu machen, er hatte es immer wieder aufgeschoben, und jetzt kam er selbst, ein deus ex machina.

Der Onkel legte Paletot und Geldtasche ab, warf sich in einen der Sessel und sagte: „Da wären wir und die Inquisition kann losgehen. Junge,

Junge, was machst Du für Geschichten, stellst die ganze Familie auf den Kopf; Deine Mutter ringt die Hände, schön Clärchen rümpft die Nase, wenn Dein Name ausgesprochen wird, Dein würdiger Papa sieht bekümmert aus und hat selbst an dem ersehnten neuen Orden keine Freude mehr. Und jetzt beichte los."

Also der Onkel wußte es auch schon. Das erleichterte Lothars Position.

„Was soll ich beichten, lieber Onkel? Ich bin ein glücklicher Mann, der Verlobte eines Engels. Und dieser Engel, ich versichere es Dich mit jedem Eide, den Du willst, wird mein Weib. Das ist die ganze Beichte."

„Bist ja ein recht hübscher Trotzkopf geworden. Leider kommt man aber im Leben nicht mit dem Kopf durch die Wand. Und was das Engelthum Deines Fräuleins anbelangt, so sind die Fittige stets von einem merkwürdig kurzen Bestand."

Lothar sah schweigend und etwas finster vor sich nieder.

„Nun, nun, brauchst nicht unwirsch zu werden, Jungchen," lenkte der Onkel ein: „Es ist gar nicht

meine Absicht gewesen, hierher zu kommen, um Vorwürfe zu machen. Die Liebe ist blind; betrogene Liebe schmerzt, — und der Betrüger hat bittere Stunden. (Das Letztere sprach der Onkel mit eigenthümlich wehmüthigem Tonfall, so daß Lothar aufsah.) Ich bin hergekommen, um selbst zu schauen, um auszugleichen, was möglich ist, um zu warnen, um zu rathen, und, wenn Alles nichts nutzt, vernünftige Menschen ihrem Schicksal zu überlassen."

„O!" rief Lothar freudig, „wenn Du gekommen bist, selbst zu schauen, so wird Alles, Alles gut. Dann weiß ich, daß Du mir Recht geben, daß Du mein Bundesgenosse sein wirst."

„Gemach, gemach, Jungchen, nicht so sanguinisch und so heftig. Hast Du an den Rock gedacht, den Du trägst?"

Lothar nickte.

„Gut, was Du zu thun hast, weißt Du. Nur das will ich Dir sagen — und hier faßte er des Neffen Hand und schüttelte sie kräftig — Deine Mama sprach viel von Enterben und Dein Vater widersprach nicht, — aber der Teufel soll mich holen, wenn ich

den einzigen Sohn meines einzigen Bruders dann im Stiche lasse, wenn er zu stolz ist, einem liebenden Mädchen, äußerer Rücksicht wegen, sein Wort nicht zu brechen, wenn er als charaktervoller Mann thut, was er für gut und recht hält. Freilich, freilich, die Frau Majorinnen und Oberstinnen werden eine Dame als ebenbürtig nicht in ihren Salons empfangen wollen, die möglicher Weise gegen Bezahlung ihre Fräulein Töchter unterrichtet hat.“

Jetzt war die Reihe an Lothar, dem Onkel von seinem Entschluß, seinen Aussichten für die Zukunft, zu erzählen. Der alte Herr lächelte manchmal, wenn Lothar in eine schöne Extase gerieth, gedachte er der Zukunft, die er sich selbst schaffen wollte.

„Das wird sich Alles finden,“ sagte der Onkel und machte durch sein ganzes Benehmen den Neffen zu einem glücklichen und zukunftsfreudigen Mann.

Natürlich aß der Onkel im Casino an der Offiziertafel mit; vorher hatte Lothars Bursche ein kleines Billet zu Hedwig getragen, in welchem der Besuch angekündigt worden war.

Das schöne Mädchen befand sich in einer begreif-

lichen Aufregung, obgleich Lothar so froh, so beruhigend geschrieben hatte. Aber auch das Weib wurde in ihr lebendig, wer verdenkt es ihr, wenn sie sich mit dem Besten schmückte, was sie besaß. Sie hatte sich heute von den Lektionen frei gemacht, mit hochklopfendem Herzen, aber reizender anzuschauen, als je zuvor, erwartete sie den Geliebten und den Bruder seines Vaters.

Und die Besuchsstunde schlug! —

„Das, mein lieber Onkel, ist Hedwig, mein theures Bräutchen, Deine zukünftige Nichte," sagte Lothar, die Geliebte dem Onkel entgegenführend.

Dieser aber stand wie festgebannt, mit stierem Auge und bleichem Gesicht starrte er auf Hedwig. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen; Niemand verstand es.

„Um Gottes Willen, was ist Dir," rief Lothar, auf den Onkel zuspringend. Auch Hedwig eilte auf den bleichen, fast zitternden Mann zu, der krampfhaft nach ihrer Hand faßte.

„Es ist nichts, ein böser Andrang des Blutes, oder sage ich lieber, ein Zurücktreten des Blutes,"

sagte der Onkel, sich zu einem Lächeln zwingend. „Es ist vorüber, mir ist wieder wohl."

Und in der That hatte der alte Herr seine frühere Festigkeit wieder gewonnen. Unverwandt aber schaute er mit so eigenthümlichen Blicken auf Hedwig, daß diese gar nicht wußte, wo sie die Augen lassen sollte. Auch hatte er die Hand des Mädchens noch nicht losgelassen.

„Seien Sie mir gegrüßt, seien Sie mir herzlich als meine Nichte gegrüßt," begann der Onkel, und die Klangfarbe seiner Stimme zeigte ein eigenthümliches Gemisch von Wehmuth und Freude, „um einer vielleicht zufälligen Aehnlichkeit willen seien Sie mir gegrüßt, als Verwandte meinem Herzen willkommen." „Junge," fuhr er lustig werdend gegen den Neffen gewendet fort, „Du hast recht, ich habe gesehen, ich bin Dein Bundesgenosse."

Lothar wußte sich des Onkels Benehmen gar nicht zu erklären, Hedwig sah fast ängstlich auf den Mann, der in derselben Minute fieberhaft erregt, wehmüthig und lustig sein konnte.

Der Onkel merkte den eigenthümlichen Eindruck, den sein Benehmen gemacht hatte.

„Nicht wahr, es ist ein eigenthümlicher Kauz, der Onkel des Bräutigams?“ sagte er lächelnd, „aber glauben Sie mir, er meint es herzlich gut. Und nun, Kinder, laßt uns Platz nehmen, und Sie, liebe Kleine, erzählen mir von Ihrer Jugend, von Ihren Eltern.“

Hedwig erröthete bis an die Haarwurzeln. „Onkel, Du marterst die Arme bis auf das Blut,“ flüsterte Lothar dem neugierigen Alten in's Ohr.

„Meine Jugend ist hart gewesen und meine Eltern habe ich fast gar nicht gekannt!“ entgegnete das Mädchen, mit tonloser Stimme, starr vor sich niederblickend.

„O, o, das ist ein hartes Schicksal,“ sagte der Onkel, dessen Auge mit Spannung an den Lippen des Mädchens hing. „Hart für ein Mädchen zumal. Haben Sie denn sonst kein Andenken an die Verstorbenen? Sie halten mich für neugierig; aber glauben Sie mir, es ist nicht Neugierde allein, was mich diese Frage thun läßt, wenigstens ist sie stark mit inniger Theilnahme vermischt. Ihr liebes Gesichtchen erinnert mich an Tage, die längst, längst hinter mir liegen.“

„Ich habe wenig Andenken an die Zeit meiner

Kindheit,“ entgegnete Hedwig. „Ein Medaillon mit einem Doppelbild ist das Einzige; das eine Bild soll meine Mutter vorstellen, das andere vielleicht meinen Vater. Doch weiß ich's nicht genau; man hat mir nie darüber etwas gesagt, es kann auch ein Bruder meiner Mutter gewesen sein!“

„Ein Medaillon?“ fragte Lothar. „Von dem hast Du mir ja nie etwas gesagt!“

„Es stimmt mich traurig, von dem einzigen sichtbaren Andenken an die Heimgegangenen zu sprechen, Geliebter,“ sagte Hedwig, „und dann hast Du ja noch nie danach gefragt.“

Dies Zwischenspiel zog die Liebenden von der Betrachtung des Onkels ab. Dem alten Herrn zitterten die Hände, und einmal über das andere murmelte er zwischen den Zähnen: „O Gott, gütiger Gott, wenn sie es wäre!“

„O zeigen Sie mir das Medaillon,“ bat der Onkel mit flehentlicher Stimme.

An einer schwarzen Schnur zog Hedwig das goldene Kleinod, das an ihrem unschuldigen Herzen geruht hatte, hervor. Als sie sich heute schmückte,

den Verwandten des Bräutigams zu empfangen, hatte sie halb träumerisch, halb spielend das Medaillon, das sie seit Jahren nicht getragen, umgehängt. Sie nestelte die Schnur los und gab die einfache Goldkapsel dem alten Herrn, der hastig danach griff und, als sei der schlichte Schmuck seit Jahren ein Bekannter von ihm, auch gleich die verborgene Feder fand, welche die goldene Hülle öffnete.

Lange, lange starrte der Onkel auf die Bilder; sein Auge nahm einen feuchten Glanz an. Dann bedeckte er plötzlich mit der rechten Hand seine Stirn. Merkwürdig, der junge schöne Mann, dessen Porträt als Seitenstück zu dem sanften Frauenbilde in dem Medaillon sich befand, hatte eine tiefe, dunkelrothe Stirnnarbe. Wollte der Onkel diese zufällige Aehnlichkeit mit der rechten Hand verdecken? Auch er hatte solche Narbe, jetzt freilich weiß und lange verharscht.

„Sie müssen mir nicht zürnen, liebes Kind, aber dies Medaillon behalte ich auf einige Zeit."

„Es ist das einzige Gedenkstück an meine Mutter," entgegnete Hedwig leise.

„Das soll es auch bleiben; aber Gottes Wege

sind wunderbar. Sie wissen so wenig von den Ihrigen, und doch dient dieses „Gedenkstück an Ihre Mutter“ vielleicht dazu, Näheres über Ihre Vergangenheit zu erkunden. Hier waltet (und Gott sei gelobt!) ein merkwürdiger Zufall ob; — lassen Sie mir das Medaillon auf einige Tage!?“

Leidenschaftlich war Hedwig aufgesprungen.

„O könnten Sie lösen den finstern, trüben Bann, der auf mir ruht,“ rief sie schluchzend, sich dem alten Herrn zu Füßen werfend und seine Hand mit Küssen bedeckend.

„Steh' auf, mein Kind,“ sagte der Onkel wehmüthig, und drückte, er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, einen langen innigen Kuß auf die Stirn des schönen Mädchens.

Endlich fand der Onkel seinen alten lustigen Ton wieder und sagte: „Schöne Wirthschaft das, wir sitzen hier in sentimentaler Rührstimmung und mißachten die gewöhnlichen Gesetze des Anstandes. Schnell, Lothar, führe mich zu dem Herrn Professor und stelle mich vor. Will sehen, ob ich durch meine Fürsprache Dir im Voraus eine Gehaltszulage auswirken kann.

Du kannst gleich wieder zurückkehren zu Deiner Braut."

Mit diesen Worten verließ er in Begleitung des Neffen das Zimmer. Als Lothar zurückkam, flog ihm Hedwig entgegen.

„Es ist der Erste von deinen Angehörigen, den ich kennen gelernt habe, und er ist so gut, so freundlich gewesen," sagte sie mit holder Freude. „O, mir ist jetzt so leicht, so froh um's Herz!"

„Siehst Du, Kleingläubige, daß ich Recht hatte," entgegnete Lothar, „ein Herz hast Du schon gewonnen und auch die andern werden nachfolgen."

Der Onkel schien ziemlich lange mit dem Professor Helldorf zu sprechen zu haben; eine gute halbe Stunde war vergangen, bis er mit dem Gelehrten das Zimmer betrat, in welchem das Brautpaar viel von der Zukunft schwärmte und ihrem Glück. Auch die Frau Professorin kam jetzt zum Vorschein; die gute Dame freute sich herzlich, daß der Onkel so zufrieden war mit der Wahl des Neffen. Das Brautpaar aber wußte gar nicht, was es zu dem Benehmen des Onkels und des Professors sagen sollte. Beide

thaten, als seien sie alte Bekannte, oder verfolgten doch einen Plan, in gemeinsamem Interesse, was bekanntlich schnell die Menschen nahe bringt. Der Onkel litt nicht, daß Hedwig „Sie" zu ihm sagte! es machte sich ganz von selbst, daß er „Bruderschaft" oder vielmehr richtige „Onkelschaft" mit dem schönen Mädchen machte; auch zwang er Hedwig viel öfter, als gerade die Autorität des Onkels erheischte, ihm einen Kuß zu geben, ein Eingriff in die Rechte Lothars, den dieser, mit Rücksicht darauf, daß der Onkel nicht immer am Orte war, für heute gern entschuldigte.

„Heute bleibe ich noch bei Euch," sagte der Onkel, „morgen aber mache ich eine nothwendige Reise und dazu nehme ich das Medaillon mit, und in acht Tagen hoffe ich Dich, Lothar, bei Deinem Vater zu sehen, und, will's Gott, mit Deiner ganzen Familie zu versöhnen. — Nicht das Köpfchen hängen lassen, Nichte, das kostet gleich einen Strafkuß."

Erst spät verließ der Amtsrath von Weyhern, nämlich der Onkel, dessen offiziellen Titel wir bisher noch keine Gelegenheit hatten, kennen zu lernen, und Lothar des Professors Haus. Der Onkel

hatte Quartier im Hôtel bestellt; aber es dauert lange, ehe der alte Herr heute sein Lager aufsuchte. Immer und immer wieder holte er das Medaillon hervor und küßte inbrünstig das Bild der sanften schönen Frau.

„Ich danke Dir Gott, daß Du mir Gelegenheit giebst, zu sühnen und gut zu machen“ war der fromme Nachtgedanke, mit welchem er endlich entschlief. Aber auch Hedwig fand lange den süßen Schlummer nicht. Der fremde Mann, den sie heute erst kennen gelernt hatte, war ihr kein Fremder mehr, er hatte schwer wiegende und doch Worte voll süßen Trostes zu ihr gesprochen! Und er war sicher in dem, was er sagte; sie fühlte es, daß nun der Bann schwinden würde, der ihr oft den Halt im Leben zu rauben drohte und auch ihr letzter Gedanke war heute ein Gebet so inbrünstig, wie nie zuvor.

Mit eigenthümlichen Gefühlen fuhr Lothar von Weyhern heute in seine Vaterstadt ein, über welcher noch die ersten Schatten des Morgens lagen. Nur hier und da zeigte der dünne bläuliche Rauch, der

sich aus dem Schornstein emporkräuselte, daß schon thätige Menschen an die Arbeit gegangen waren oder doch bereit waren, es zu thun und deshalb ihres Frühstücks warteten.

Wenn sonst der Nacht-Courierzug den Ingenieur-Lieutenant zu Besuch in die Heimath trug, dann hatte es sich der alte Präsident nicht nehmen lassen, schon frühzeitig den Schlaf aus den Augen zu schütteln und den Erstgebornen mit herzlichem väterlichen Willkommen zu begrüßen.

„Ob Papa wohl auch heute schon auf sein mag?“ dachte Lothar, als er in die Droschke stieg und dem Kutscher die elterliche Wohnung nannte.

Der Wagen hielt, der getreue alte Anton, der in der Thür bereits gewartet hatte, trat an den Schlag und öffnete.

„Der Präsident haben mir gestern Abends befohlen, den Herrn Lieutenant zu erwarten und auf sein Zimmer zu führen.“

„Papa liebte ja sonst, mich selbst zu empfangen.“

„Heute schlafen der Herr Präsident noch,“ sagte Anton. Aber es war eine Lüge, die schon am frühen

Morgen über seine Lippen kam. Er wußte recht gut, daß der alte Herr in seinem Zimmer hinter der Gardine stand und die Ankunft des Sohnes erwartete.

„Der Herr Lieutenant schlafen wohl noch ein wenig?" fragte Anton, den Koffer in Lothar's Zimmer auf den dazu bestimmten Ständer setzend. „Wann befehlen der Herr Lieutenant den Kaffee?"

„Nun, wenn unten gefrühstückt wird," entgegnete Lothar, den Diener groß ansehend.

„Ich habe den Befehl, ihn hier auf des Herrn Lieutenants Zimmer zu serviren," antwortete Anton.

„Dann um zehn Uhr," sagte Lothar kalt; er warf die Uniform ab und legte sich, halb entkleidet, auf das Bett.

Der Empfang im Vaterhause war kein ermuthigender. Eine tiefe Falte lagerte sich auf die Stirn des Offiziers und düster schaute sein Auge vor sich hin. Aber diese Kälte demüthigte ihn nicht, sondern regte seine ganze Energie auf.

„Sie sind es, die den Bruch vervollständigen, die ihn zu wünschen scheinen, nicht ich. Mein Gewissen ist ruhig, ich handle recht," sagte Lothar zu

sich. Aber hart, sehr hart, war es doch, und das warm für die Seinen schlagende Herz Lothars empfand diese Härte und litt bitter unter ihr. Erwägungen und Grübeleien verscheuchten den Schlaf und als sich eben ein leiser Schlummer auf seine Lider zu senken begann, klapperte Anton bereits vor der Thür mit dem Kaffeeservice.

Schnell sprang Lothar vom Lager auf.

„Wenn der Herr Lieutenant gefrühstückt haben, will Sie der Herr Präsident in seinem Arbeitskabinet empfangen," sagte Anton, den Kaffeetisch zurecht machend.

Das Frühstück (Lothar hatte keinen Appetit) und die Toilette waren bald beendet. Das Herz klopfte doch unruhiger, als sonst, unserem Freunde, als er die Treppe hinunterstieg und jetzt die Thür zum Kabinet des Vaters auf dessen einladendes „herein" öffnete.

Der Präsident saß an seinem Arbeitstisch. Er hatte sich vorgenommen, den Sohn eisig kalt zu empfangen, ihn dann einfach zum Sitzen und — zum Sprechen einzuladen. Aber das Vatergefühl wurde mächtig rege, als Lothar eingetreten war. In plötz-

licher Erregung stand der alte Herr auf, schloß den Offizier in seine Arme und sein Kuß war wenig kälter als sonst.

Lothar wurde bewegt.

„Mein guter, lieber Vater,“ sagte er und küßte ehrfurchtsvoll die Hand des Präsidenten.

„Setze Dich dort hin, Lothar, und höre mir zu. Es sind wenig Worte, die ich Dir zu sagen habe. Was Du uns mitzutheilen hast, soll nachher geschehen, in Gegenwart Deiner Mutter und Schwester. Du bist stets ein guter Sohn gewesen, Lothar, und hast mir Freude gemacht; aber alle Freude schwindet vor dem Kummer, welcher in den letzten Wochen in mein Herz gezogen ist. Er nagt an diesem Herzen und untergräbt mir die Freude am Leben. Ist es Dir so leicht, den Vater leiden zu sehen?“

„N in, mein Vater, es bedrückt und bekümmert mich tief; auch ich leide schmerzlich, aber vergieb mir, ich konnte nicht anders handeln, als ich gethan. Und Du, mein Vater (und hierbei hob er hoch das Haupt) wirst nicht verlangen, daß Dein Sohn anders handelt, als ein Ehrenmann.“

„Du willst mich opfern und die Deinen, einer Grille wegen!" fuhr der Präsident fort.

„Du irrst, Vater, es ist keine Grille. Es ist tief empfundener, wohl durchdachter Ernst."

„Nun, dann höre," sagte der Präsident, und finster buschten sich die Brauen in dem sonst so wohlwollenden Gesichte. „Mein Sohn wird es nicht mehr sein, der den Stammbaum der Weyhern schändet. Es wird mein Herz zerreißen und die Wunde wird nie vernarben, aber aus meiner Brust will ich ein Gefühl reißen, dessen Gegenstand unwürdig für dieses Gefühl geworden ist. Jetzt komme zu Deiner Mutter, noch ist sie es," schloß der Präsident mit strengem Tone, sich von seinem Sessel erhebend.

Lothar erwiderte nichts und folgte dem Vater.

Die Präsidentin saß auf einem Fauteuil und hatte ein neues Modeblatt in der Hand. Ein mageres, hartes Gesicht, Kinn und Nase spitz, Kälte in den Augen, zur Seite jeder Wange zwei Hängelocken, — so saß des Lieutenants Mutter da, in bauschige Seide gehüllt. Am Fenster hatte sich Clara von Weyhern

niedergelassen, ein schönes, aber ebenfalls hartes und kaltes Gesicht; etwas höhnisch und schnippisch zugleich blickte sie auf den eintretenden Bruder.

Lothar trat ehrerbietig auf die Mutter zu, die gar nicht einmal das Bedürfniß zu fühlen schien, den stattlichen Sohn mit mütterlicher Freude zu betrachten, geschweige denn zu umarmen. Sie streckte ihm nachlässig die Fingerspitzen der rechten Hand entgegen, die Lothar an die Lippen führte. Dann ging er zur Schwester. Clara hatte den Fall einer Begrüßung gar nicht in Betracht gezogen, mechanisch hielt sie, wie sonst, dem Bruder die Wange zum Kusse hin.

Lothar war über solchen Empfang empört; jetzt mochte kommen, was da wolle, er war kein Schulbube mehr, der sich dergleichen bieten lassen durfte.

„Nimm Platz,“ sagte die Präsidentin kalt.

Lothar that wie ihm geheißen; aber er sah entschlossen in das harte Gesicht der Mutter.

„Daß Du hinter dem Rücken Deiner Eltern Liebschaften anfängst,“ begann die Präsidentin die Verhandlung, „ist eine Jugendthorheit, die man verzeihen kann. Daß Du aber so weit gehst, eine Gou-

vernante, möglicher Weise Deine Dirne, Offizieren, also Männern von Distinktion gegenüber, für Deine Braut (es ist entsetzlich, daß ich, Deine leibliche Mutter, es aussprechen muß!) für Deine Braut auszugeben, das ist eine Rücksichtslosigkeit, ja ein Verbrechen, für welches Du Dich eben jetzt verantworten sollst."

Die Inquisitorin hatte kalt vor sich hin gesehen, sie hatte nicht bemerkt, wie sich bei ihren harten Worten die Brust des Sohnes krampfhaft hob und senkte, wie eine fahle Blässe sein männlich schönes, gebräuntes Gesicht überzog.

„Sprechen Sie nicht weiter, Mama, (es war das erste Mal in seinem Leben, daß er die Mutter mit Sie anredete) sprechen Sie nicht weiter in diesem Tone oder, bei Gott im Himmel, ich verlasse sofort dieses Haus, um Sie nie, nie wieder zu sehen."

Der leidenschaftliche Ton verfehlte seine Wirkung nicht. Die Präsidentin sah auf und bekam doch einen kleinen Schreck über das Aussehen des Sohnes.

„Beruhige Dich," sagte sie, „es ist möglich, daß ich etwas schroff sprach; doch Du wirst vielleicht noch manches Harte hören müssen, und die beleidigte Mutter

hat wohl ein Recht, nicht jedes Wort auf die Goldwage legen zu brauchen. Wie heißt das Mädchen?"

„Meine Braut heißt Hedwig Krause."

„Braut?!" höhnte die Mutter. „Seit wann verlobt man sich hinter dem Rücken der Eltern."

„Man thut es, wenn man ein Mann ist, der nach Grundsätzen und Prinzipien handelt, wenn man voraussetzen darf, daß gewisse Vorurtheile die Eltern abhalten werden, ihre Einwilligung zu geben."

„Sehr weise gesprochen," entgegnete die Mutter in dem vorigen Tone, „man hatte ein böses Gewissen und fürchtete die nothwendige Offenheit. Die im Offiziercorps, in Betreff dieses difficilen Punktes, geltenden Gesetze sind Dir ohne Zweifel bekannt."

„Ganz gewiß," sagte Lothar fest, „ich werde in diesen Tagen, vielleicht heute noch, um meinen Abschied bitten und eine mir angebotene Lehrerstellung annehmen, deren Besoldung hinreichend sein wird, meine Frau und mich zu ernähren. Wir werden Niemand zur Last fallen."

Der Präsident sah finster auf Lothar, aber er sagte kein Wort, seine Gemahlin jedoch fuhr zusammen und warf einen stechenden Blick auf den Sohn.

„Auch das! Es wird immer schöner,“ sagte sie. „Und woher ist jenes Mädchen, das einen Weyhern vergessen macht, was er seinem Namen, seiner Ehre schuldig ist? Ja wohl seiner Ehre,“ fuhr sie, heftiger werdend, fort, „Du hast gelesen, was der Husarenoffizier geschrieben hat in Betreff des Ehrenpunktes bei Euch und bei der Artillerie!“

„Das Duell wäre einfach Unsinn gewesen. Es wurde vermieden, und die wahrhafte Ehre durfte wohl gerade deshalb auf unserer Seite sein, weil Zaluskowski, als er erfahren, wie nahe mir jene Dame steht, offen und männlich in Gegenwart der Zeugen um Verzeihung bat, replizirte Lothar.

„Ausflüchte, ein Weyhern versteckt sich hinter Ausflüchte,“ klagte die Mutter, aber die Klage hatte etwas Pathetisches, etwas Gemachtes. Näher schien die Sache aber den Vater zu berühren, denn der finstre Zug wich nicht aus seinem Gesichte.

„Woher ist jenes unselige Mädchen, frage ich Dich nochmals und wer waren ihre Eltern?“ fuhr die Mutter fort.

Lothar wußte, daß jetzt die Eruption ihren höchsten Grad erreichen würde. Aber ruhig, fest den Blick auf die Präsidentin gerichtet, antwortete er: „die kleine Stadt, wo Hedwig von guten Leuten erzogen wurde, ehe sie in der Residenz ihre Ausbildung zur Erzieherin erhielt, heißt Z. Von ihren Eltern ist ihr selbst, und mir erst recht wenig bekannt geworden. Ich habe selbst Grund anzunehmen, daß Hedwigs Mutter gar nicht verheirathet gewesen ist."

Wie von einer Viper gestochen, fuhr die Präsidentin aus dem Sessel in die Höhe. Sie keuchte nach Luft. Dem alten Präsidenten ging ein dumpfes Stechen durch den Kopf.

„Es ist genug," rief Lothars Mutter, „wer das mit ruhiger Miene sagen und doch vorher von einer Braut sprechen konnte, hat aufgehört, mein Sohn zu sein. Fort, Unwürdiger, mir aus den Augen und meinetwegen zu ihr, die Dich anzieht. Gleich und gleich gesellt sich gern. Ich habe keinen Theil mehr an Dir; gehe zur Tochter einer Metze, — was wird sie anders sein als das Abbild ihrer Mutter."

Todtenbleich stand Lothar, keines Wortes mächtig,

im Zimmer da. Sein Blick irrte unstät umher und fiel auf Clara. Diese mißverstand ihn; sie glaubte, der Bruder suche Hülfe, und sagte: „Fi donc. Ein solches Dämchen ist Deine Flamme? Ich habe keinen Bruder mehr!"

Das war zu viel. Ein furchtbares Zucken ging durch die Augen des Lieutenants. Er trat einen Schritt auf die Schwester zu.

„Und das wagst Du mir zu sagen?" rief er und seine Stimme grollte wie ein Gewittersturm, „Du, die Braut eines Bastards. Der natürliche Sohn des nachbarlichen Herzogs verdankt seinen Adelstitel der Gnade unseres Fürsten, die Verbindung mit uns wird ihn erst in die Höhe ziehen! aber Du bist glücklich, denn freilich ist er ja der Sohn eines Herzogs, eines regierenden, wenn auch noch so kleinen Herrn. Fritz ist vernünftiger, wie Du in diesem Punkte."

Lothar hatte nicht ganz ohne Störung aussprechen können. Die Mutter war über die unerhörte Redeweise des Sohnes in dem Fauteuil matt zurückgesunken, so daß der Präsident zur Unterstützung herbeisprang; Clara that einen Aufschrei und machte dann

einen recht guten Versuch, in Ohnmacht zu fallen. Es war entsetzlich, daß es eben wahr war, was der Bruder gesagt hatte!

Lothar aber sagte bitter: „Ich weiß, daß mit dieser Stunde ein böser Bruch gekommen ist in das Verhältniß zwischen Eltern und Sohn. Ich gehe mit dem Bewußtsein, als ein rechtlicher Mann zu handeln. Ich kenne meine Pflicht. Möge diese Stunde niemals von denen bereut werden, die sie und diese schreckliche Lösung herbeizuführen strebten. Der Welt wegen spreche ich die Bitte aus, mich vorläufig, bis zur Ankunft des Onkels, mit dem ich mich hier treffen will, mein altes Zimmer bewohnen zu lassen. Ich werde Niemanden stören, Niemandem zu nahe kommen. Nur das will ich noch sagen, *daß der Onkel* (und er erhob dabei seine Stimme) *meine Handlungsweise vollständig billigt!*“

Erhobenen Hauptes verließ Lothar das Zimmer, weh und doch auch wieder leicht war ihm ums Herz. Wenige Minuten später ging er, mit Helm und Schärpe angethan, aus, die nöthigen Meldungen zu machen.

IV.

Welche Freudentage waren es sonst für das vornehme Haus des Präsidenten gewesen, wenn der Sohn des Hauses, der einzige Erbe des Namens derer von Weyhern, auf kürzere oder längere Zeit zum Besuch einkehrte in die väterlichen Hallen. Die Schnecken der dorischen Säulen, welche den Balkon trugen, lachten freundlich in sich hinein und waren gar schnurrig anzuschauen; die Oleander und Rhododendren auf dem Balkon blühten und dufteten noch einmal so lustig und über die ganze Front des alten weitläufigen Hauses lagerte sich die altkluge Miene eines behaglichen Lächelns — denn der Sohn des Hauses war ja auch der Stolz des Hauses.

Wie anders aber jetzt! Der Unfriede war eingekehrt und lugte mit finsterem Gesicht aus allen Winkeln hervor, grämlich schauten die Schnecken der Säulen und die Sträucher und Blumen grünten und dufteten mehr aus kaltem Pflichtgefühl, als aus

eigenem frohen innern Triebe. Es war eine häßliche Zeit für das Haus und seine Bewohner gekommen.

Der Präsident litt unter den Verhältnissen mehr, als er merken lassen wollte, sein warm fühlendes Vaterherz zuckte oft schmerzlich zusammmen. Dann grub er sich tief hinein in seine Akten und kam halbe Tage aus seinem Arbeitszimmer nicht heraus. In dem Kasino war er seit jenem Abende nicht gewesen, an welchem der Landschaftsdirektor ihm den unseligen Brief zu lesen gegeben hatte. Er fürchtete nach Lothar gefragt zu werden, und wußte nicht, welche Antwort er geben sollte!

Unbehaglich und fremd fühlte sich Lothar in den sonst so lieben Räumen. Seine Mahlzeiten nahm er in seinem Zimmer ein, kopfschüttelnd, ob solcher unerhörten Vorgänge, vom alten Anton bedient. Den größten Theil des Tages brachte der Lieutenant außer dem Hause zu, so oft es irgend anging die alte Excellenz, seinen Pathen und väterlichen Freund, besuchend.

Die Frauen schienen die unnatürliche Familienspannung am wenigsten zu fühlen. Clara hatte sich von dem leichten Ohnmachtsanfall (wir lassen es

noch einmal dahin gestellt sein, ob er fingirt war oder nicht) erholt und ebenso von dem ruchlosen Wortattentat, das der Bruder auf sie gemacht: sie warf allen Groll, dessen ihr Herz fähig war, auf Lothar und grübelte emsig danach, wie und auf welche Weise sie sich am besten rächen und revanchiren konnte.

Für die Präsidentin endlich schien jener Morgen mit den verhängnißvollen Erklärungen gar nicht verlebt worden zu sein. Sie sprach weder von jener Scene, noch von ihrem Sohne und that, als bemerkte sie diesen gar nicht, wenn sie ihn zufällig über die Straße gehen sah. Entweder verstand es die harte Dame, ihre Gefühle meisterhaft zu verbergen und zu bezwingen, oder die Mutterliebe spielte bei ihr wirklich eine untergeordnete Rolle gegen den Familienstolz. —

Lothar, für den das Leben im Elternhause fast zur Unerträglichkeit wurde und der sehnsuchtsvoll die Ankunft des Onkels herbeiwünschte, hatte natürlich auch der alten Excellenz Alles haarklein gebeichtet, von seiner ersten Bekanntschaft mit Hedwig an bis zu den jüngsten Auftritten im Vaterhause. Unter

verschiedenen hm — hm's hatte der General aufmerksam zugehört; als vorsichtiger Krieger aber keineswegs sofort und in allen Stücken Lothar Recht gegeben. Ja, die Absicht des Lieutenants, den Dienst zu quittiren, hatte den alten Herrn sogar unwirsch gemacht.

„Glaubst Du, daß Seine Majestät Ueberfluß an Offizieren, wie Du bist, hat?" fragte er, wenn das Gespräch auf das beabsichtigte Ausscheiden aus dem Dienste kam, „'s ist geradezu eine Pflichtverletzung, wenn Du solchen Gedanken erst Raum giebst."

Der General dutzte Lothar seit dessen Kindheit, und als er den Versuch machte, nachdem die Epauletten des Pathen Schultern zierten, das förmliche Sie einzuführen, hatte dieser so erfolgreich dagegen protestirt, daß die vertrauliche Anrede wieder in ihre alten Rechte eingesetzt wurde.

Der General schlug einfach vor, das Gesuch um Dienstentlassung in eine Bitte um Versetzung umzuwandeln, die er selbst höchsten Orts warm befürworten wolle, und dann (daß Lothar in diesem Punkte fest war, hatte er bald erkundet) in Gottes Namen

zu heirathen. „Die Zwölftausend, die zum Freien nöthig, giebt der Onkel," sagte der General, „er hat es ja quasi versprochen, wenn ich Dich recht verstanden habe."

„Recht schön, Excellenz," antwortete dann Lothar, „aber es ist in Betracht zu ziehen, daß der Heiraths-Consens, ohne elterliche Einwilligung, schwerlich ertheilt werden wird, und daß diensteifrige Federn und Zungen die verschiedenen kleinen Klatsch- und Skandalgeschichten auch in den andern Garnisonen, in welche ich vielleicht versetzt würde, verbreiten werden."

„Mord-Element", fuhr der General heraus, „man wird schweigen, wenn ich Dein Brautführer werde, und wenn, wie vorauszusehen, das nur ein Mittel für einen Tag ist, so, bei Gott, ich habe weder Kind noch Kegel, ich will mir das Mädchen ansehen und, gefällt sie mir, adoptiren. Ja, das will ich thun," redete sich der alte Kriegsmann immer mehr in's Feuer, „und ein Donnerwetter soll denjenigen regieren, ich nehme Niemand aus, selbst Deine Mutter nicht, der meinen Schwiegersohn scheel ansieht, weil er eben der Mann meiner Tochter ist."

Solche Gespräche eröffneten dann immer eine ganz neue Perspektive vor Lothars Augen und es waren troſtreiche, erquickende Stunden, die er bei seinem väterlichen Freunde, dem General, zubrachte. Es darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß die Excellenz einen Versöhnungsversuch beim Präsidenten gemacht, aber den Kriegskameraden von einer merkwürdigen Festigkeit gefunden hatte, vermuthlich die Wirkung der täglichen Lektionen, welche die Frau Präsidenten ertheilte. Das hatte den General ingrimmig gemacht und er begann sich wirklich mit dem Gedanken herumzutragen, den er gegen Lothar ausgesprochen, als Verhältnisse eintraten, welche eine freundliche Lösung des unseligen Familienzwistes in Aussicht stellten.

Schon war eine Woche vergangen, noch drei Tage und der Urlaub ging zu Ende, ohne daß der Onkel, der übrigens lange im Besitz des Briefes sein mußte, der die letzten Ereignisse beschrieb, seinem Versprechen gemäß gekommen war oder geschrieben hatte — als Lothar eines Nachmittags im Fenster seines Zimmers lag und in den Garten hinabschaute. Mutter

und Schwester ergingen sich hier, sicherlich hatten sie ihn bemerkt, aber kein Blick, nicht einmal ein flüchtiger, wurde nach dem obern Stockwerk geworfen.

„Ein schnell Vergessener," murmelte Lothar bitter und schloß das Fenster. Ihm fiel ein, daß der General gestern an das Versetzungsgesuch wieder einmal erinnert hatte, schnell entschlossen, eilte er an den Schreibtisch, griff nach einem Bogen Papier und ließ die Feder über die weiße Fläche tanzen. Dann nahm er Mütze und Degen, um dem General gleich heute das Concept des Gesuchs vorzulegen.

Da kein Diener im Vorzimmer war und Lothar die Erlaubniß hatte, auch unangemeldet einzutreten, so öffnete er die Thür zum Arbeitszimmer des Generals. Der alte Herr sah auf, ein schnelles Lächeln zuckte durch sein Falkenauge und schnell faltete er einen langen Brief zusammen, den er soeben durchstudirt hatte.

„Das sah ja fast wie ein Ueberfall aus," brummte er heiter in den Bart und rief dann dem Eintretenden sein „Grüß Gott!" entgegen.

„Ich komme, Excellenz, mit dem Concept des be-

treffenden Gesuches. Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Excellenz vor der offiziellen Kenntnißnahme dies inoffiziell thun wollten."

„Hat das solche Eile? Leg's nur einstweilen auf jenen Tisch."

„Excellenz meinten ja gestern —"

„Nun, leg's nur jetzt dahin. Bei Gelegenheit les' ich's durch."

„Aber in drei Tagen ist mein Urlaub zu Ende."

„Wetter, in drei Tagen schon? Doch drei Tage sind lang, da kann noch manches geschehen. Jetzt trinkst Du mit mir eine Tasse Kaffee, und dann reiten wir zusammen aus. Unsere Infanterie hat Euch in's Handwerk gepfuscht und, der neuen Instruktion gemäß, Schanzen gebaut. Die wollen wir besichtigen."

Der Lieutenant war es wohl zufrieden; er betrachtete den Ritt als eine Zerstreuung, die ihm die trüben Gedanken verjagen sollte. Eine Stunde später führte der Reitknecht die Pferde vor. Während der General mit seinem jugendlichen Begleiter von dannen trabte, wunderte sich der letztere, daß geflissentlich

nicht der nächste Weg zu dem Uebungsplatz mit den Schanzen, den er genau kannte, eingeschlagen, sondern die Straße gewählt wurde, die beim elterlichen Hause vorbeiführte.

Die Mutter in dunkler Seide und die Schwester im hellen Kleide erkannte Lothar deutlich auf dem Balkon am Kaffeetisch. Auch ein Herr war gegenwärtig; es schien, — nein, es war wirklich Fritz von Rothenburg, er mußte mit dem Mittagszuge eingetroffen sein.

„Da ist ja der zukünftige Schwager zum Besuch gekommen," sagte Lothar, — „„dacht es mir,"" antwortete schmunzelnd der General, ohne zu erwägen, daß in Folge dieser Erwähnung der Lieutenant ernstlich über solche Divinationsgabe des Pathen grübeln müsse.

Die Reiter grüßten natürlich; eisig war der Gegengruß der Damen; nur der Assessor grüßte mit einer Unbefangenheit, als kenne er die Vorfälle der letzten Zeit nicht und, wenn es der Fall wäre, als ignorire er sie. Schwiegermutter in spe und Braut merkten recht wohl den vertraulichen Gruß, aber sie, die Damen, konnten und wollten bei der eigenthümlichen Sachlage keine Aufklärungen geben.

Indessen wurde von den Reitern der Weg im Trabe fortgesetzt, die Schanzenbesichtigung vorgenommen (die Böschungsverhältnisse und die Neigung der Schartenbacken und Sohlen zeigten die ungeübte Laienhand der Infanterie) und auf einem Umwege in die Stadt zurückgekehrt.

„Morgen hoffentlich unter heiterern Verhältnissen auf Wiedersehen," hatte der General beim Abschiede zum Lieutenant gesagt, und dadurch denselben, zum zweiten Male an diesem Nachmittag, zum Nachdenken über den Sinn des geäußerten Wortes bewogen.

Der Assessor und Lothar saßen plaudernd in dem Zimmer des Letzteren.

„Bist mir gar keine Aufklärung schuldig," lachte Rothenburg, als Lothar einen Anlauf zu längerer Berichterstattung nahm, „ich ahne und weiß so ziemlich Alles. Du willst heute Abend mit einigen Kameraden, wie Du sagst, das nahe Auenthal besuchen; thue das, ich kann mich heute Dir doch nicht widmen. Aber morgen früh werde ich Dich bitten, auf einige Stunden Dir meine Gesellschaft gefallen zu lassen."

Die Zeit aber, welche Lothar am Abend außer

dem Hause zubrachte, benutzte der Assessor zu gründlichen Konferenzen mit dem Faktotum Anton, der, schmunzelnd der Einwirkung des dargebotenen Goldstücks nachgebend, ohne die Herrschaft um Instruktion gebeten zu haben, noch am späten Abend einige Zimmer im Besuchsflügel des Hauses in Stand setzte.

Wieder stand am nächsten Morgen Anton an der Thür, diesmal aber an der Hinterthür des Gartens, Besuch mit dem Frühzuge erwartend. Es lag etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen, und befriedigt ließ er seine Blicke manchmal über das Haus schweifen, das noch in tiefem Schlummer zu liegen schien. Da tauchte ein Kopf in einem der Fenster des zweiten Stockwerks auf, und schon dachte der alte Diener der in der Eile die Zimmer verwechselt hatte, daß der Lieutenant bereits wach und im Begriff sei, ihnen Allen eine große Ueberraschung und Freude zu verderben, als ein näheres Hinschauen ihn den Kopf des Herrn Assessors erkennen ließ, der einen neugierigen Blick in den Garten that. Das beruhigte den Alten; der Herr Assessor waren ja mit im Komplott.

Endlich hielt auch ein Wagen an der Garten-

thür. Der Herr Amtsrath von Weyhern und eine hohe, tiefverschleierte Dame stiegen aus.

„Ist Alles in Ordnung?“ fragte der Onkel.

„Zu des Herrn Raths Befehl!“ antwortete Anton und ging den Herrschaften, nachdem er ehrerbietig darob um Entschuldigung gebeten hatte, voran nach den reservirten Zimmern.

Der Assessor aber zog befriedigt seinen Kopf zurück, um den Leib, in Anbetracht der unverantwortlich frühen Stunde, noch einmal den weichen Daunen anzuvertrauen.

„Wenn der Herr Präsident aufgestanden ist, so melden Sie meine Ankunft, von der Dame brauchen Sie nichts zu sagen, und bitten in meinem Namen, mich wo möglich vor neun Uhr noch in Gegenwart der gnädigen Frau zu einer wichtigen Unterredung empfangen zu wollen,“ mit diesen Worten verabschiedete der Onkel den Diener.

„Und nun, meine liebe Tochter, wie ist Dir zu Muth?“ wandte sich der Onkel zärtlich an die junge Dame, — der Schleier ist gefallen, wir erkennen Hedwig, Lothar's Braut.

„Etwas bange, doch mein liebes, liebes Väterchen; aber Furcht habe ich nicht, Du bist ja bei mir.“

„Noch wenige Stunden, und auch die Bangigkeit wird schwinden, mein Töchterchen.“ Und dann vertiefte sich der Vater mit der lange schmerzlich gesuchten und endlich gefundenen Tochter in freundliche Gespräche über das Glück, welches jetzt folgen sollte den bösen Tagen der Trübsal.

Schnell verging die Zeit und Anton erschien jetzt mit der Meldung, daß der gnädige Herr nebst Frau Gemahlin sich freuen würden, den Herrn Amtsrath zu empfangen.

Herzlich küßte der Vater sein Kind.

„Courage, mein Mädchen, in einem halben Stündchen hole ich Dich!“

Die Hand Hedwigs zitterte leise, als sie jetzt die nothwendige, wenn auch sehr einfache Toilette machte. Dann setzte sie sich an's Fenster und sah in den Garten hinaus. Plötzlich aber zuckte sie, freudig erschreckt, zusammen. Ihr Zimmer lag in dem Seitenflügel; sie hatte einen neugierigen Blick nach dem Vorderhause geworfen und dort, im zweiten Stock-

werk, Lothar am Fenster sitzen gesehen, sinnend das Haupt in die Hand gestützt, ihm gegenüber den Regierungs-Assessor, der heiter in den Schwager hineinzusprechen schien. Klopfenden Herzens trat sie vom Fenster zurück, noch durfte sie ja der Geliebte nicht sehen; aber langsam und langsam verrann ihr jetzt Minute auf Minute, sie zählte eine Sechzig nach der andern und doch wollte die träge Zeit nicht schneller vorwärts eilen! —

Indessen spielte sich unten im Empfangssalon des Präsidenten das wichtige Kapitel der Erklärungen ab.

Etwas trübe hatte der Präsident den Bruder umarmt, dieser aber nahm ihn sofort an den Arm: „Komm, Bruderherz zu Deiner Frau, und steck' eine andere Miene auf. Was ich zu sagen habe, ist für Euch Alle."

Der Empfang des Schwagers war freilich etwas kühl. Wie konnte es auch anders sein, hatte doch Lothar gesagt, daß der Onkel seine Handlungsweise vollkommen billige. Auch die Nieçe, Schön-Clärchen, wie sie der Onkel nannte, war in eleganter Morgen-

toilette gegenwärtig und schaute etwas altklug auf den Komplicen des bösen Bruders. Denn als solchen hatte sich ja der Onkel in der ganzen fatalen Angelegenheit gezeigt.

„Meine schöne Nichte kann auch Zuhörerin einer kurzen Erzählung sein, sie ist ja über vierzehn Jahre alt," sagte der Onkel.

„Wenn das Thema derart wird," sagte die Präsidentin, „so weiß ich doch nicht" — —

„Nein, nein, Frau Schwägerin, lassen Sie Clara nur hier. — Man sieht mich jetzt noch mit eigenthümlichen Augen an; das wird sich aber hoffentlich bald ändern. — Als ich also neulich mit dem Versprechen abreiste, die Angelegenheit zu untersuchen und, wenn es sein müßte, Lothar tüchtig die Wahrheit zu sagen, da wußte ich noch nicht, daß die Reise auch für mich eine unendliche Wichtigkeit erlangen würde. Ich wußte es nicht, aber ich mußte es wohl ahnen, denn eine seltene gehobene Stimmung hatte sich meiner bemächtigt. Ich fand Lothar unzugänglich für jeden Einwand in Betreff seines Verhältnisses; auch mir gegenüber sprach er nur von „seiner Braut." Ihr kennt den

unbeugsamen Charakter Lothars, wenn er erst einen Entschluß gefaßt hat, so gut wie ich; es erübrigte für mich nun weiter nichts, als diese sogenannte Braut kennen zu lernen. Und als ich sie sah, da fuhr es erst wie strafender Gewittersturm und dann wie milder verzeihender Sonnenschein durch meine Brust. Ich hatte noch nicht nach dem Namen des Mädchens gefragt, meine Ahnung hätte sonst einen wichtigen Anhaltepunkt gefunden. — Versetzt Euch zurück in die Zeiten, wo mein Haar braun war; denkt an jene Tage, als ich, vor zwanzig Jahren, von meinen Reisen in Frankreich und England heimkehrte und unsere Eltern und Euch Alle sehr bald durch meine Verlobung mit Hedwig von Krausenthal, der armen Gouvernante, überraschte. Damals kam auch viel böses Blut in die Familie, ich kümmerte mich um nichts, ich war leidenschaftlich veliebt und — mißbrauchte das grenzenlose Vertrauen eines schwachen Mädchens, das, ohne Schutz im Leben dastehend, nur in mir Stütze und Hort fand. Und dann handelte ich freventlich, unehrenhaft. Unsre gute Mutter mag mir im Grabe noch diese Worte verzeihen; aber sie bezeichnen

die Wahrheit. Ihren Thränen und Bitten gab ich nach, als ich durch meine Verrätherei mir tausend bittre Stunden und ein Leben voller Gewissensbisse erkaufte. Ich heirathete die reiche Dorothea von Sichting, und erfüllte den Wunsch unserer Mutter, die auf dem Todtenbette lag. Dorothea wurde ein braves Weib, aber die Strafe des an Hedwig begangenen Unrechtes blieb nicht aus. Die drei Kinder, die Dorothea mir geboren, starben jung; wir standen einsam im Leben da. Da entdeckte ich meinem Weibe, welchen Frevel ich vor unserer Hochzeit an dem Vertrauen, dem Lebensglück, der Ehre eines Mädchens begangen. Ich hatte gehört, ganz zufällig, daß Hedwig einem Mädchen das Leben gegeben habe, aber in der Furcht des bösen Gewissens nicht weiter nach ihr geforscht. Nach Jahren erfuhr ich auch ihren Tod; sie war weit fortgezogen, der Gram hatte sie getödtet, eine fremde Hand ihr die Augen zugedrückt. Damals lebte mein jüngster Knabe noch; — jetzt war er todt, wir standen trostlos am Sarge. Und als ich jetzt Dorothea meine Unthat gestanden, als ich ihr sagte, daß ich Gottes strafenden Finger erkenne, der uns die Kinder

entrissen, da war auch sie meiner Ansicht, daß Alles aufgeboten werden müsse, die Tochter Hedwigs zu finden und an Kindesstatt anzunehmen. Aber es sollte uns nicht gelingen; vergebens waren Bestechung und Bitten, vergebens die ausgedehntesten Reisen; Hedwigs Kind, mein Kind war todt, oder verschollen, oder gekränkte Verwandte hielten es verborgen und leiteten mich auf falsche Spur. Da starb auch mein Weib. Nun war ich ganz allein, allein mit meinen Gewissensbissen, und wie Hohn des Schicksals schien es mir, daß man mich beneidete um den großen Reichthum, um die fünf Güter, in deren Besitz ich durch mein Weib gekommen!

Und nun denkt Euch den freudigen Schreck und die Glückseligkeit, die mich durchbebten als ich durch das Mädchen, das an Lothars Hand mir entgegentrat, mich um zwanzig Jahre verjüngt, als ich Hedwig von Krausenthal, die Geliebte meiner Jugend, vor mir sah. Ach, sie selbst war es nicht; aber näher, viel näher noch stand mir dieses Wesen, ihr Ebenbild, es war mein Kind, mein so lange schmerzlich gesuchtes Kind! Ein Medaillon, das sie trug; ein Geschenk von mir an

die Frühverschiedene, ihr Bild und das meine enthaltend; später eine Konferenz mit dem Professor Helldorf, der Vaterstelle an ihr vertrat und in dessen Hause ich sie gefunden, hoben jeden Zweifel. Ich dankte inbrünstig Gott für das mir beschiedene Glück. Noch aber verrieth ich mich nicht, die Sühne mußte eine ganze, eine volle sein. Ich reiste schleunigst nach der Residenz. Mein erster Gang war zum Kriegsminister. Hier erfuhr ich, wie unser hiesiger Freund, der alte Gouverneur, rastlos thätig für unsern Lothar gewesen, und daß dessen Versetzung in den Generalstab bevorstehe. Dann bewilligte mir unser gütiger Monarch eine längere Privataudienz. Ich erzählte dem hohen Herrn Alles; er wollte genau alle Details wissen. Und nun bin ich zu Ende. Unser erhabener, leutseliger Fürst gestattet Hedwig, meiner Tochter, fortan meinen Namen zu führen, es wird nur kurze Zeit sein, sie erhält unsern Namen ja durch Lothar ohnehin; aber er erlaubt mir auch mündlich die Nachricht an den gequälten Jungen zu bringen, daß er als Hauptmann in den großen Generalstab nach der Re-

sidenz versetzt ist, sich aber noch ruhig vorher vier Wochen erholen soll."

Das Gesicht des Präsidenten glich einem Frühjahrsmorgen voll Sonnenschein.

„Ja, wenn die Sache so liegt, wenn selbst Seine Majestät" — — sagte die Frau Präsidentin.

„Ich hole Lothar herunter" rief der Präsident aufspringend.

„Und ich Hedwig," setzte der Onkel hinzu.

„Ist denn das Fräulein hier?" fragte Mutter und Tochter wie aus einem Munde.

„Ja wohl, ich habe sie gleich mitgebracht," antwortete der Onkel mit jugendlichem Feuer.

„Komm herunter, mein lieber Sohn, es ist Alles wieder gut!" hatte der Vater zu dem überraschten Lothar gesagt, der gar nicht wußte wie ihm geschah. Er wollte auch jetzt gar keine Aufklärung haben; er stürzte dem Vater in die Arme und verließ an seiner Hand das Zimmer, während der Assessor ein vergnügtes „Gott sei Dank, gratulire von Herzen" rief und sich den beiden anschloß.

„Komm, mein Töchterchen," sagte der Amtsrath

zu Hedwig, „die Schwiegereltern erwarten Dich, Du findest offene Arme."

Auf dem Corridor vor dem Salon trafen sich beide Parteien. Lothar ließ den Vater los und stürzte jubelnd der Braut in die Arme. Der Präsident stand überrascht von der hohen Schönheit der neuen Tochter.

Arm in Arm trat das stattliche Paar in den Salon. Die Mutter kam ihm entgegen; sie küßte den Sohn und küßte auch die Tochter, und wenn es auch noch nicht ganz herzlich war (dazu kam die Sache wirklich zu schnell), so lag doch im Allgemeinen nichts Unmütterliches in dem Benehmen der stolzen Dame. Clara fand sich sehr schnell in ihre neue Rolle und that, wie es auch am klügsten war, als ob nichts vorgefallen sei, was die Familienverhältnisse getrübt hätte. Der Assessor freute sich des Benehmens seiner Braut und nahm schnell die Gelegenheit wahr, dem Schwager zuzuflüstern, „daß Clara eine vortreffliche Frau werden würde, wenn sie erst ganz seiner leitenden Hand anvertraut sei."

Der Präsident fragte endlich mit komischem Vorwurf, ob er denn ganz vergessen werde, so daß Lothar

freudig die glückliche Hedwig auch in die Arme des Vaters führte.

„So komme ich also glücklich noch zur Gratulation zurecht," rief von der Thüre her, durch die er unbemerkt eingetreten war, der Gouverneur, — „auch ein Complice Lothars, würde Clara gestern noch gesagt haben. „Mit der Adoption wird es jetzt nichts, da ist mir ein Anderer zuvorgekommen. Bei dem, was ich sehe (er warf einen wohlgefälligen Blick auf Hedwig, die vor Freude und Aufregung wie eine Rose glühte) möchte man übrigens sein Unglück verwünschen. Im Uebrigen, lieber Hauptmann, ist hier das Konzept zum Versetzungsgesuch zurück; es ist jetzt gegenstandslos geworden. Fast hatte er mich gestern überrumpelt, wendete er sich an den Onkel, „ich hatte gerade Ihren Brief durchgelesen, als er mich in meinem Arbeitszimmer überfiel!"

Das vornehme Präsidentenhaus umfing heute nur glückliche Menschen. Und das Haus wußte das auch und freuete sich. Die Schnecken der dorischen Balkonsäulen steckten ihr krausestes und possirlichstes

Lächeln auf, die Gewächse blühten und dufteten aus freiwilliger Dienstbeflissenheit mehr denn je und eine stille Behaglichkeit war über die altväterliche aber solide Front des Hauses gebreitet.

Anton, im Bewußtsein, als ein kleines Rad in der Ueberraschungsmaschinerie heute Morgen mitgewirkt zu haben, tröstete sich damit, daß ihn und seinen Dienst wenigstens der Herr Amtsrath nicht vergessen habe. Er steckte wohlgefällig das ansehnliche Kassenbillet in die Brusttasche, nahm dankend die Flasche Wein, die ihm nach dem Dejeuner der Herrschaften gereicht wurde und philosophirte beim vierten Glase: „da sind sie nun trübtraurig seit acht Tagen herumgegangen; jetzt herrscht die reine Glückseligkeit; und sind doch dieselben Menschen geblieben. 's ist und bleibt eine schaurige, schaurige Welt!"

Druck von G. A. Brodmann in Erfurt

Mahler, Heinrich

Zerstreute Blätter Gesammelte Novellen von Heinrich Mahler

Bd.: 2

Berlin 1875